Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **38 (1960-1961)**

Heft 3

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Nutzungsbedingungen

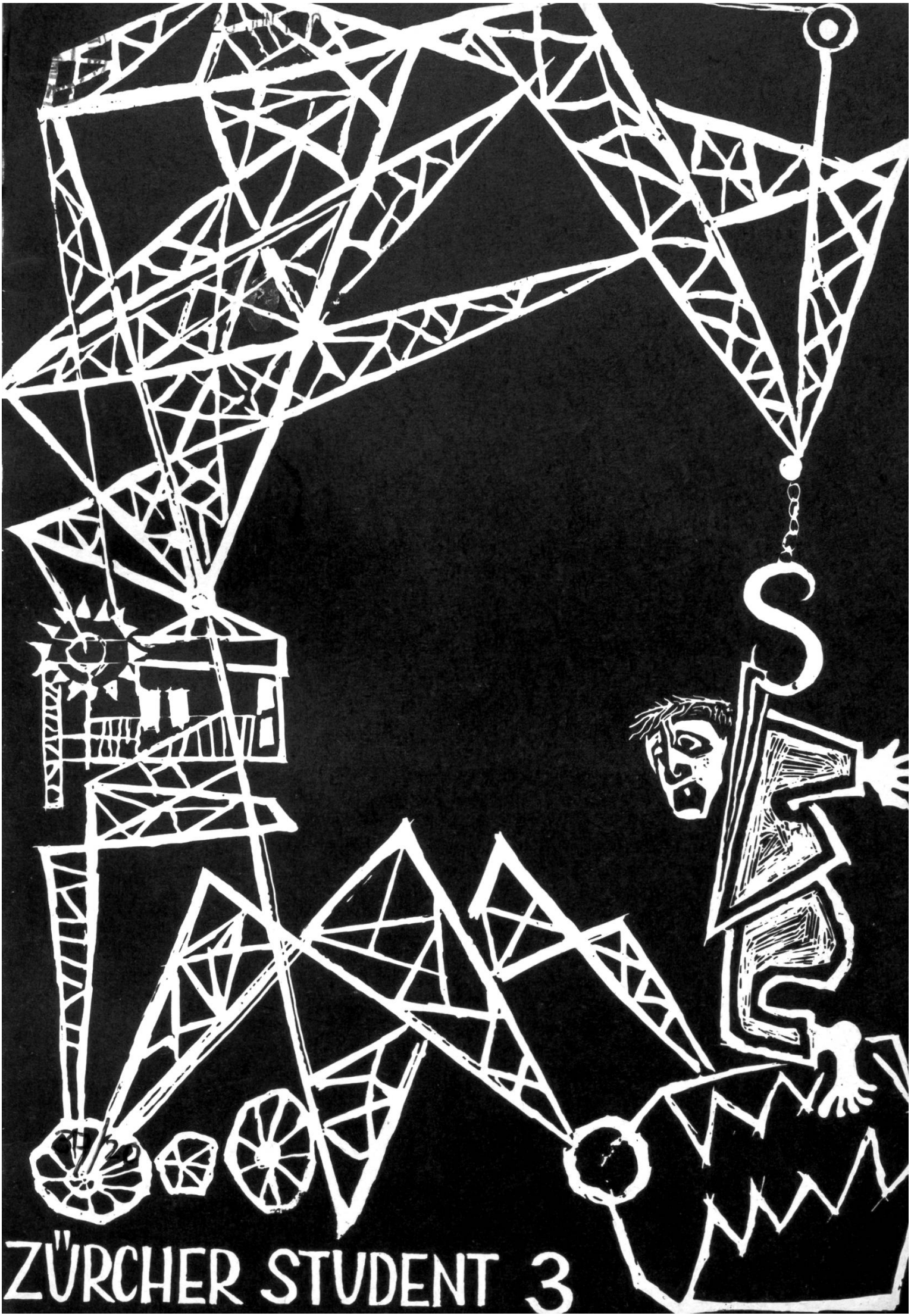
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

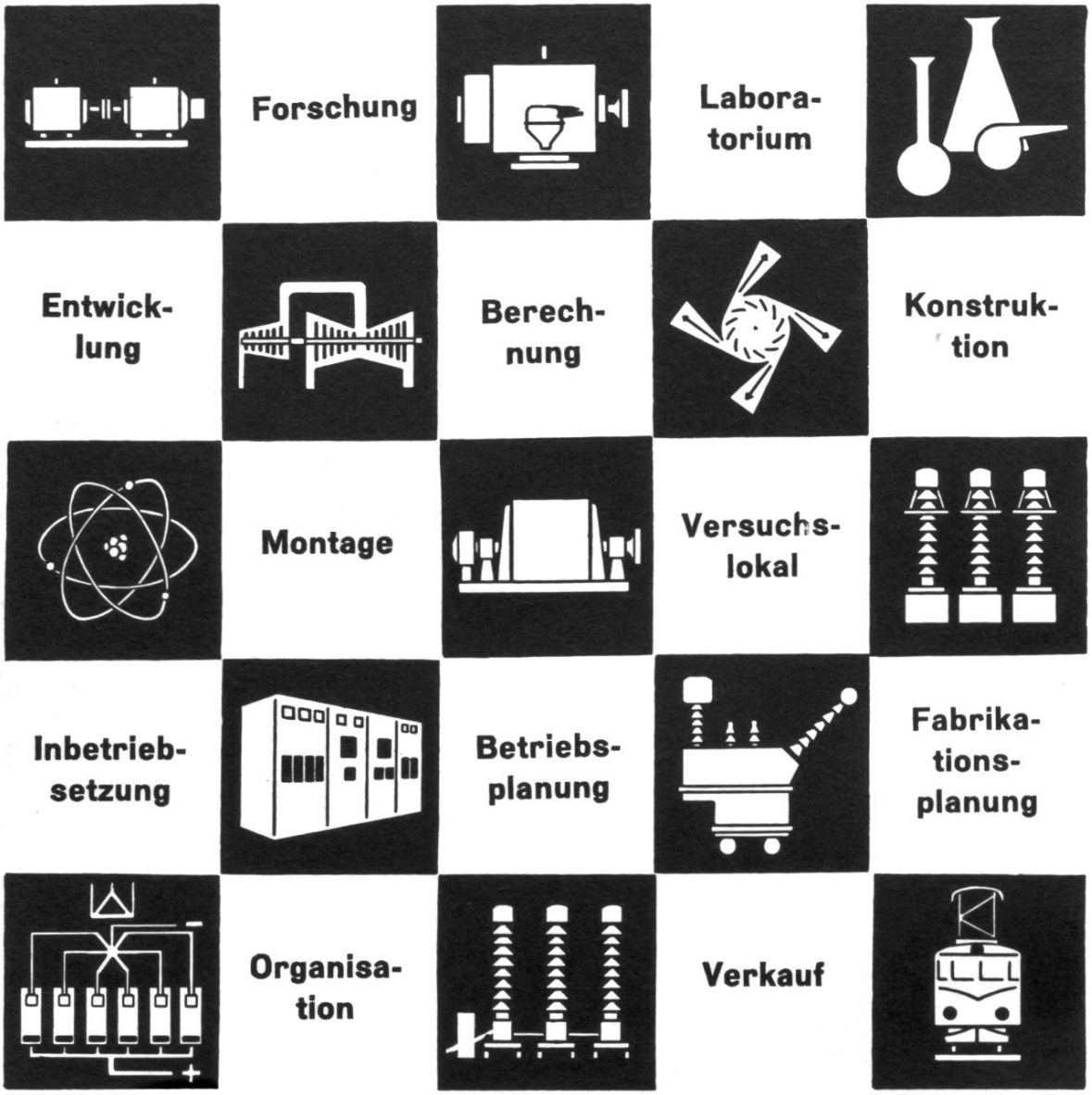
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



ZÜRCHER STUDENT 3



Als junger Ingenieur finden Sie bei uns das Ihren Neigungen und Fähigkeiten entsprechende Arbeitsgebiet und eine individuelle berufliche Förderung.

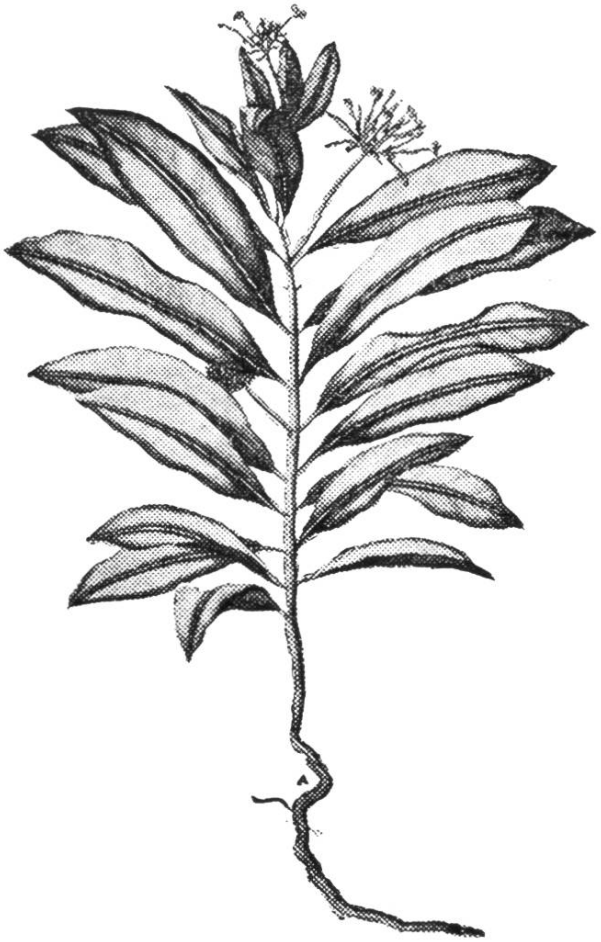
Unsere Personalabteilung (Tel. 481810) gibt Ihnen gerne nähere Auskunft.

Maschinenfabrik Oerlikon

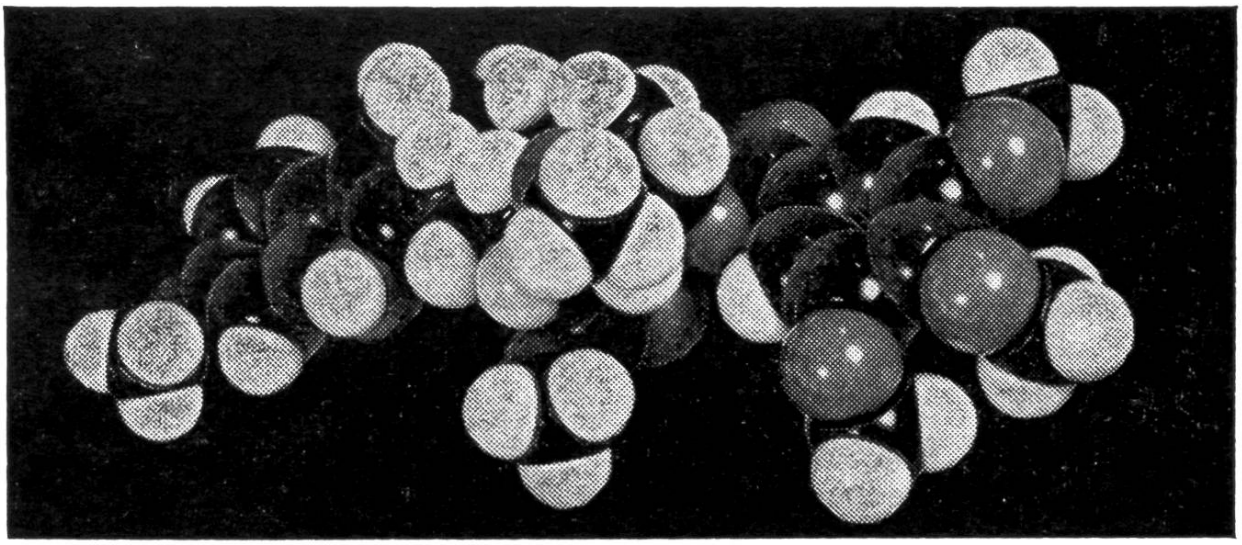
Zürich 50

C I B A

Die chemische Synthese hat in den letzten Jahrzehnten den Heilmittelschatz des Arztes um kühne Errungenschaften bereichert. Ausser den künstlich hergestellten Präparaten schenkt aber die Medizin nach wie vor den Naturstoffen aufmerksame Beachtung. Kein Weg wird vernachlässigt, der zur Bekämpfung heimtückischer Krankheiten zu führen vermag. Und auch die CIBA beschränkt sich nicht auf die Synthese, sondern befasst sich daneben in sorgfältigen Untersuchungen mit den Naturstoffen. So ist es in ihren Forschungslaboratorien gelungen, das Reserpin, ein Reinalkaloid aus der Rauwolfiapflanze, zu isolieren. Pharmakologische Analysen und ausgedehnte klinische Prüfungen haben die in diesen Wirkstoff gesetzten Hoffnungen bestätigt. Seit Jahrhunderten wurde die Rauwolfia in Indien als Volksheilmittel gebraucht. Der CIBA kommt das Verdienst zu, nach langwierigen Arbeiten dem Arzt einen chemisch definierten Naturstoff, der eine exakte Dosierung erlaubt, in die Hand gegeben zu haben. Unter dem Namen Serpasil findet dieser natürliche Wirkstoff in der Behandlung der Hypertonie und in der Psychiatrie Verwendung.



Ruf und Ansehen der CIBA in allen ihren Arbeitsgebieten beruhen auf Tradition und den Errungenschaften einer zielbewussten Forschung.



Kleine

Nr. 11 **MIGROS**

Zeitung

Was heisst 200 Millionen Franken Umsatz?

Die Genossenschaft Migros Zürich hat 1959 erstmals die Umsatzgrenze von 200 Millionen Franken überschritten. Dieses Verkaufstotal wurde an 48 Verkaufswagen, in 6 Bedienungs-, 42 Selbstbedienungs- und 27 Kombi-Läden, in 4 Migros-Märkten und 11 Imbiss-Ecken erreicht. Nun fällt es aber jedermann schwer, sich bildlich diese grosse Umsatzleistung vorzustellen. Im Jahresbericht hat die Genossenschaft Migros Zürich deshalb versucht, die grosse Zahl von 200 Millionen Franken allgemeinverständlich darzustellen. Wir lesen da:

«200 Millionen Franken Umsatz heisst, dass rund 50 Millionen einzelner Einkäufe von Kundinnen und Kunden getätigt wurden. Pro Tag haben zirka 160 000 einzelne Menschen im Durchschnitt die Zürcher Migros-Geschäfte besucht.

1959 hat die Genossenschaft Migros Zürich **36 189 Tonnen an Früchten und Gemüsen umgesetzt.** Das entspricht einem Güterzug von über 38 km Länge, der zum Beispiel von Zürich bis Zug reichen würde. Pro Tag hat 1959 die GWZ durchschnittlich 120 Tonnen Früchte, Gemüse und Obst an die Konsumenten weitergeleitet.»

Diese wenigen Zahlen, willkürlich aus dem Rechenschaftsbericht herausgenommen, geben auch einen Begriff von der Bedeutung der rationellen Verteilerorganisation für die schweizerische Landwirtschaft. Man soll aber nie vergessen, dass der Wohlstand unseres Landes vor allem auf der Export-Industrie ruht. Die Grossverteiler leisten dieser Industrie doppelte Beiträge. Sie stabilisieren durch eine konsumentenfreundliche Preispolitik die Lebenskosten und schaffen durch regelmässige Importe auch die Voraussetzungen für den Export.

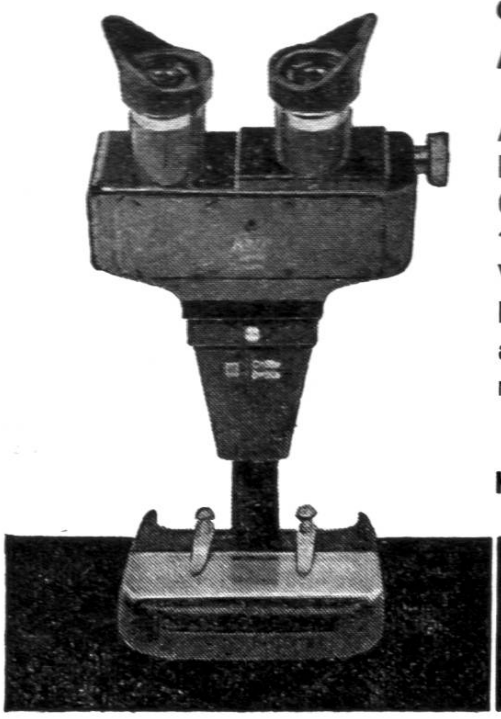
Die Genossenschaft Migros Zürich hat mit ihrem Rechenschaftsbericht pro 1959 ihr Wirken durch praktische Beispiele verständlich dargelegt. Auch der Migros-Genossenschafts-Bund hat seinen reich illustrierten Jahresbericht veröffentlicht. Beide Berichte können gratis bezogen werden bei: **Genossenschaft Migros Zürich, Abteilung Aktionen, Ausstellungsstrasse 25, Zürich 5.**

Geldwechsel
Reisechecks
Kreditbriefe
Schrankfächer

ZÜRCHER KANTONALBANK

Hauptsitz
Bahnhofstrasse 9, Zürich
Zweigstellen im
ganzen Kanton

Kern-Prismenlupe



das vielseitige Instrument für Ihre Arbeiten im Labor

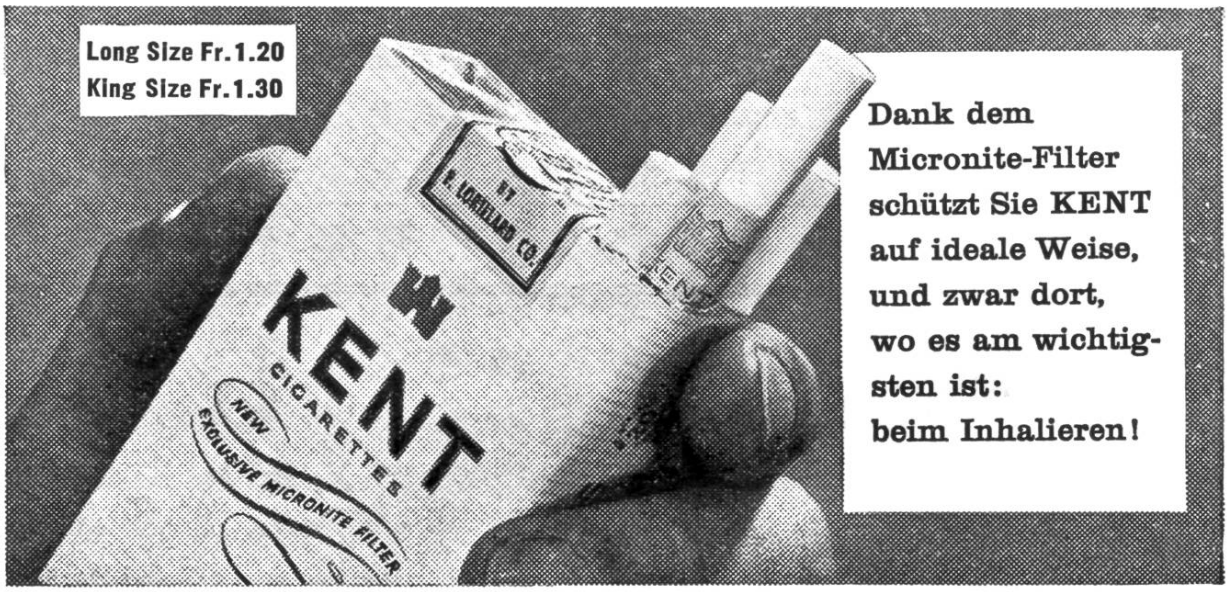
Aufrechtes, seitenrichtiges, stereoskopisches Bild. Grosser Abstand zwischen Objekt und Objektiv. Auswechselbare Objektive mit 7- bis 100facher Vergrösserung. Strichplatten für die Verwendung als Messmikroskop.
Niedriger Anschaffungspreis für die Grundausrüstung, die sich entsprechend den Bedürfnissen jederzeit erweitern lässt.

Kern & Co. AG, Aarau

Kern SWISS

Eine Behauptung, die keine andere führende Filter-Cigarette der USA aufstellen kann:

«Die KENT verdankt ihren Welterfolg den glänzenden Resultaten der wissenschaftlichen Analyse des inhalierten Rauches.»



Ein wunderbares Gefühl! Ein wunderbares Aroma!

Kein Wunder, dass die Kent in den USA mehr Raucher gewinnen konnte als jede andere Cigarette.

KENT

*die erfolgreichste Filter-Cigarette der USA!**

(*Nach kürzlich durchgeführten Untersuchungen von Sindlinger & Co., der bekannten amerikanischen Gesellschaft für Marktforschung.)

KENT wurde zu einem Welterfolg, dank der Forschungs-Abteilung der P. Lorillard Company, der ältesten amerikanischen Firma für Qualitäts-Cigaretten, gegr. 1760 • *In der Schweiz im Lizenzverfahren hergestellt unter direkter Kontrolle der P. Lorillard Company.*

TABAK Schrämli
das alte gute
Spezialgeschäft
beim Poly

Vor und nach dem Kolleg
eine Erfrischung im
CAFE
„Studio"
Zürich beim Pfauen

Lonza

Lösungsmittel
Organische technische Produkte
Organische Zwischenprodukte
Kunststoffe
Stickstoffprodukte

Stickstoff- und kombinierte Dünger
Calciumcarbid
Ferro-Legierungen
Siliciummetall
Siliciumcarbid
Graphit

LONZA ELEKTRIZITÄTSWERKE + CHEMISCHE FABRIKEN
AKTIENGESELLSCHAFT BASEL

Waffen-Glaser
Zürich Löwenstrasse 42
Gr. Spezialgeschäft Tel. 23 58 25

WEISS & SCHWARZ

Ecke Tannen-Clausiusstrasse 2
Das Fachgeschäft für
Zeichen- und Schreibutensilien
Prompte Besorgung von Füllhalter-Reparaturen

Für Ihren Kugelschreiber

Pelikan multi MINE

mit neuartigem Kugelsitz und
längerer Lebensdauer.
Schreibt schnell, sparsam, gleichmässig und sauber
von Anfang bis Ende.

In Fachgeschäften
zum Preis von Fr. 1.— erhältlich.

Wer zeichnet — kennt Racher

Im Herzen der Altstadt, mitten in Zürichs Künstlerquartier, an der Marktgasse 12 (beim Rathaus), finden Sie die grösste Auswahl an Zeichen- und Malmaterial

Reissbretter
Winkel
Reisschienen
Zeichenpapiere

Reisszeuge
Rechenschieber
Zeichen-Maschinen
Schablonen

Farben, Papiere
und Pinsel
für alle
Mal-Techniken

Racher
& CO. AG. MARKTGASSE 12
ZÜRICH 1 TEL. (051) 24 66 55

Wollen Keller

Bekannt für besonders gut

Zürich Strehlgasse 4 + Bahnhofstr. 82

Der Buchhändler

stellt Ihnen seine
Erfahrung zur Verfügung
und bedient
Sie zuverlässig

10% Rabatt

für Studenten mit Legi

Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak, Universitätstr. 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

BUCHBINDEREI
Emil Stamm

ZÜRICH 6
Clausiusstr. 4
Tel. (051) 47 34 49

SÄMTLICHE BUCHBINDERARBEITEN
PLASTIKHEFTUNG
zum Selbstauswechseln

PARISIENNES
SUPERFILTRE

Die mildeste
Zigarette
des Jahres

Otto Fischer AG.
Zürich 5

Fabrikation und Engroshaus elektrotechnischer Bedarfsartikel
Lieferung nur an konzessionierte Firmen

Zelte und Zubehör enorm günstig

Besichtigen Sie unverbindlich unser Lager oder verlangen Sie Prospekte.
Mit Legi 10 % Rabatt.

W. Stadelmann & Co., Zürich 5
Zollstrasse 42, Tel. 44 95 14

Coiffeur E. Hotz
Zürich 1 Rindermarkt 19

Für Studenten
Haarschneiden
Ermässigung
ausgenommen am Samstag

Der Minenhalter

CARAN D'ACHE

Fixpencil

mit der bewährten
Druckmechanik
ist ein
Präzisionsgerät
aus Leichtmetall
zum Schreiben und
Zeichnen

Modelle
für jede Hand

Scholl

Gebrüder Scholl AG
Poststrasse 3, Telefon (051) 23 76 80

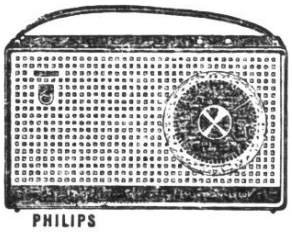
Berücksichtigt bitte unsere Inserenten!

INGES

TELEVISION

Grammo Tonbandgeräte

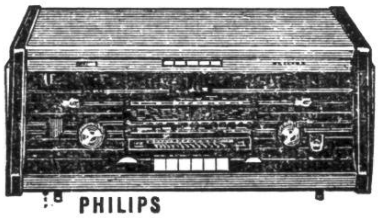
RADIO



Das Fachgeschäft mit den Tiefpreisen

15% Studentenrabatt

Zuverlässiger Service
Seriöse Garantie
Bequeme Teilzahlungs-
bedingungen, Miete



G. R. Schindler, dipl. Ing., Sonneggstrasse 28
Zürich 6, Telefon (051) 47 31 11 bei der ETH

Moderne Menschen

erkennen sofort die
Vorzüge der
neuzeitlichen
OPALIN-Cigarillos:
elegantes Kleinformat,
herrliches Aroma
und günstiger Preis.

10 Cigarillos Fr. 1.—

Sommernachtfest

im Belvoir Park Zürich

4 Orchester
Freiluftkino
Glücksspiele
Polonaise
Krambambuli
reduzierte Billette auf
der Gondelbahn

2. Juli (evtl. 9. Juli 1960)

Studentenpaarkarte Fr. 9.90
Abendkasse Fr. 11.—

Vorverkauf: Jecklin, Kuoni, Hug,
SAB, Zentralstelle VSETH

Wir suchen noch einige Idealisten

Elektriker
Dekorateure
Bauleute
Propaganda

melden sich auf dem Büro des VSETH

SONAFE

S 609 d

Geniesse die Sonne – mit köstlich kühlem Coca-Cola!

Behaglich in der Sonne schmoren ... dazu ein eisgekühltes Coca-Cola schlürfen — ist das nicht toll? Einfach toll! Das löscht den unbändigsten Durst. Und man fühlt sich so wunderbar frisch. So richtig unternehmungslustig ...

Neu! Grossflasche (3 Dezi)

Refresca AG. Zürich
Konzessionierter Fabrikant
für die Rayons Zürich und
St. Gallen

Zürcher Student

3

Juni 1960
Achtmal jährlich
38. Jahrgang

Aesthetische Technik

Die Technik ist uns allen vertraut als ein beliebtes Schlagwort, ein Sammelname für alle möglichen, verschiedenen Dinge und Vorgänge. Der Eine versteht damit Automation und Mechanisierung, ein Anderer neuentwickelte Maschinen, ein Dritter Atomwaffen und ihre Konsequenzen.

Sogar als Schreckgespenst muss die Technik herhalten, gewissermassen als ein Knecht des Schicksals, ein Mephisto, dem sich der moderne Mensch zu seinem Unheil verkauft. Es ist nicht mehr möglich, in Kürze auch nur annähernd alle Bedeutungen und Anwendungen wiederzugeben, die das beliebte, klangvolle Wort heute geniesst.

Man vergisst dabei leicht, dass es nicht immer so war, dass Technik richtigerweise nur die Kunstfertigkeit bezeichnet, über die ein Künstler oder Handwerker mit seinem manuellen Können verfügte. Höchstens in der Kritik eines Kunstwerkes treffen wir noch diese Bedeutung, etwa als Fingertechnik eines Musikers oder für besonders geschickte Pinselführung eines Malers. Dann aber wirkt es wie ein anderes Wort, ein gänzlich verschiedener Begriff.

Und doch wird die Technik in ihrem heutigen Sinne mit der Kunstfertigkeit in Beziehung gesetzt. Der Konstrukteur will an seinem Werke Befriedigung empfinden, er schmückt es mit dem Ausdruck seiner Persönlichkeit, soweit ihm dies durch Form und Farbe erreichbar ist. Von ihm aus soll eine persönliche Beziehung zum Kunden geschaffen werden, der das Werk benützen wird. Wo

dies nicht bewusst oder überhaupt nicht geschehen würde, kommt die Forderung nach der angenehmen Gestalt von der anderen Seite, vom Kunden her; hier aber nicht unmittelbar, sondern auf dem Umweg über die Konkurrenz des Marktes. Der Konstrukteur ist auf Absatz angewiesen, hat sich also nach dem Geschmack des Kunden zu richten.

So geschieht es, dass bei mengenmässig und technisch fortschreitender Produktion auch der Wunsch nach dem Gefallen immer stärker auftritt. Sobald irgend Raum bleibt für die normale Gestaltung des Apparates, den man eben entwickelt hat, wird Sorgfalt, Zeit und Geld darauf verwendet, ihm ein ansprechendes Aeusseres zu verschaffen. Ob dabei der persönliche Wunsch des Autors nach gefälliger Gestaltung oder das verkaufspsychologische Moment die treibende Rolle spielt, ist von Fall zu Fall verschieden und nicht sehr wesentlich, solange wir nicht das Resultat einer ästhtetischen Betrachtung unterwerfen. Es genügt, wenn wir den Wunsch danach erkennen.

Allerdings scheint es, dass die Marktpsychologie meist den massgebenden Teil dazu beiträgt: Sie ist erst in unserer Zeit in dieser Heftigkeit aufgetreten, und es lässt sich feststellen, dass in einer früheren Zeit der technischen Enwicklung, etwa vor fünfzig Jahren, noch recht wenig auf das Aussehen neuerfundener und -entwikkelter Geräte geachtet worden ist. Niemand wird behaupten, dass die ersten Autos nach Benz und Daimler ein hehrer Anblick gewesen seien. Die Neuartigkeit genügte. Heute aber werden wir derart überfüttert mit dem technischen Fortschritt, dass nur noch raffinierte Reklame, äusserste Sorgfalt bei der Bildung des Aeusseren den Kunden dazu veranlassen, dass er kauft und damit den Hersteller konkurrenzfähig macht.

Der ästhetischen Betrachtung stellen sich ganz verschiedene Probleme. Soll sie sich mit einer Beurteilung der Gegenstände einzeln oder nach Kategorien bescheiden, oder müssen Prinzipien und ein System formuliert werden, damit sie überhaupt ein Anrecht auf Gültigkeit erhält? Es war schon seit je ein Anliegen von Kunst und Denken, die Idee der Schönheit, oder vorsichtiger, des ästhetischen Urteils in verständlicher Form darzustellen. Niemals aber ist man dabei auch nur zum Teil zum Ziele gelangt, weil es nicht gelang, Formulierungen zu finden, die über den Goldenen Schnitt hinausgegangen und auch nur für einige Zeit gültig gewesen wären. Man arbeitete ohne eigentliches Prinzip. Immerhin ergab sich von Zeit zu Zeit aus Gebrauch oder materiellen und konstruktiven Begrenzungen ein Modus, der dann für eine gewisse Zeit Anwendung fand. Heute scheint auch dies nicht mehr möglich, da uns schier alle Möglichkeiten offenstehen, Material und Konstruktion nach unserem Gutdünken anzuwenden. Dies zumindest dort,

wo nicht pekuniäre Schwierigkeiten auftreten, die aber heute ebenfalls mehr und mehr abgebaut werden können.
Es scheint also mehr denn je unmöglich, auch nur den Anfang einer Ordnung in die Betrachtung der ästhetischen Form zu geben. Trotzdem wird es versucht. Man substituiert für den ästhetischen Begriff, der sich nicht fassen lässt, irgendeinen anderen, leichter formulierbaren, etwa den Zweck; die richtige Form anstelle der schönen Form. Naturgesetze werden zur Bestimmung einer Form herangezogen, man baut strömungsgerechte Flugzeug- und Schiffsformen. Dies kann aber erst als Substitution für ästhetisches Prinzip gelten, wenn es bewusst getan wird. Dass dies geschah, zeigte sich, als man das Naturgesetz von seiner Funktion löste, als man begann, Kinderwagen und Autos in Stromlinienform zu bauen. Es wurde zur Mode und musste wieder aufgegeben werden.
Wenn schon die Kunst mit ihren Musen und ihrer Tradition stets Gefahr läuft, auf Nebengeleise zu geraten und das Schönheitsempfinden der Zeitgenossen oder Nachkommen zu verletzen, so muss der Technik gewiss verziehen werden, wenn sie für ihre Gestaltungsaufgaben Prinzipien zuhilfe nimmt, die mit Empfindung und somit auch mit Aesthetik im Grunde nichts gemein haben. Allerdings geht es dann nicht an, dem doch den Titel der Aesthetik zu unterschieben. Ueberall dort, wo man dem Gestalten den Namen Kunst zu geben wünscht, wie etwa in der Architektur, befindet man sich in einer Zwangslage. Wohl bieten sich Richtlinien aus Zweckbestimmung und Konstruktion. Diese aber machen die Kunst nicht aus. Es muss ein Gehalt an Idee oder Phantasie in die Form gegeben werden, die sich auf keine Ersatzprinzipien beruft.
Wenn wir trotzdem vom technischen Erzeugnis einen angenehmen Anblick verlangen, auch dort, wo dies mit dem Gebrauch und Zweck nichts zu tun hat, so will diese Anstrengung auch besonders bezahlt sein, mit Zeit und Geld und Mühe. Wollen irgendwelche persönlichen Ansprüche des Herstellers oder Konsumenten befriedigt sein, so folgt für die meisten Fälle zwingend, dass besondere technische oder finanzielle Mittel dazu herangezogen werden müssen. Bis es möglich war, Armbanduhren klein und immer kleiner herzustellen, brauchte es eine lange technische Entwicklung, die einzig dazu notwendig ist, um dieses Verlangen der Mode zu erfüllen.

Man verlange also nicht vom Techniker, dass er der Aesthetik ein besonderes Opfer bringe, man warte und bezahle denn entsprechend.
Er ist zu wenig Musensohn, um von Luft und Einsicht leben zu können, wie man es diesen oft zutrauen mag. F

Ingenieur und Architekt

Techniker und Künstler möchte man sagen.

Einige Ueberlegungen zeigen jedoch, dass dies fragwürdig wäre. Kunstwerke sind bekanntlich teuer. Wie wäre dies mit dem heutigen (billigen) Wohnungsbau zu vereinbaren? Billig ist nur der Kitsch, der in Jahrmarktbuden und Wurlitzern angeboten wird. Gehören unsere Bauten zu dieser Kategorie? Ist es richtig, den Ingenieur als Techniker zu bezeichnen, ihn also unterzuordnen?

Er ist gewohnt, nach bestimmten konstruktiven Regeln und Gesetzen zu arbeiten. Seiner Phantasie werden enge Grenzen gesetzt durch Vernunft und Wirtschaftlichkeit. Eine statisch günstige Konstruktion, gute technische Verarbeitungsmöglichkeiten und funktionelle Formgebung sind seine Ziele. Das Gewicht dieser Forderungen, die man im Begriff Funktionalismus zusammenfassen kann, muss er bei jedem Bauwerk berücksichtigen.

Er nimmt aber für sich in Anspruch, über die Grenzen seiner rein technischen Tätigkeit hinaus zu blicken. Er weiss, dass ein säureresistentes und wärmeunempfindliches Ding nicht auch schön zu sein braucht. Die sturen Verfechter der Zweck-Schönheits-These (sie sagt aus, dass ein zweckmässiges und funktionstüchtiges Ding dank seiner Zweckmässigkeit und Funktionstüchtigkeit allein schon schön sei) sind heute selten geworden. Zwar hat die These gewiss etwas Verlockendes in sich: Niemand wird bestreiten, dass eine Turbine, eine Schiffsschraube oder ein modernes Düsenflugzeug schön sind.

Aber bei allen Werken, die man hier anführen kann, fällt sofort auf, dass bestimmte Naturgesetze (z. B. Energieumwandlung) für die Formgebung massgebend sind. Ihr Wirkungsgrad, das Mass dafür, wie nahe die Technik der Theorie kommt, entspricht sogar ihrer ästhetischen Wirkung. Die Zweck-Schönheits-These ist aber auf diesen speziellen Bereich verwiesen.

Für alle andern Schöpfungen der Technik scheint ein zusätzliches Bemühen um ihre ästhetische Wirkung nötig zu sein. Es ist klar, dass Schönheit keine Sache ist, die nachträglich durch die Hintertüre in ein Werk hineingeschmuggelt werden kann. Sie ist nicht genau definierbar, sie muss einfach in den vollendeten Werken sichtbar werden.

Hier beginnt die Hauptaufgabe des Architekten, des Künstlers. Er kann sie jedoch nur erfolgreich lösen, wenn er die Forderungen des Ingenieurs als Grundlage für sein Schaffen anerkennt. Das Spielerische seines Temperamentes, die persönlichen Neigungen zur Formgebung helfen ihm, seine Produkte über den Standard

der gewöhnlichen Gebrauchsgüterindustrie herauszuheben. Seine Werke sollen ja unsere Lebensformen zum Ausdruck bringen.
Diese sind in dem raschen Entwicklungsprozess, in dem wir uns befinden, Aenderungen nach verschiedenen Richtungen unterworfen. Der Architekt muss also immer wieder neue Ausdrucksmittel und -formen suchen: Er versucht, im plastischen Bauen die Klarheit des kubischen Raumes durch andere Bauformen zu ergänzen. Neue Baustoffe werden von der Industrie geschaffen und auf dem Markte angeboten. Einfachere Konstruktionsverfahren und die Forderung nach Wirtschaftlichkeit zwingen, die Vorfabrikation ins Bauen einzubeziehen. Normalisierung und Standardisierung bringen die Gleichförmigkeit im Kleinen, den Verzicht auf alle gekünstelten Zutaten. Das Detail wird dadurch der freien Gestaltung des Architekten entzogen, er wird auf die Gesamtform verwiesen. Das Wesentliche muss betont werden, damit die Gleichförmigkeit des Details nicht das Ganze uniform erscheinen lässt und sogar hässlich oder langweilig zu wirken beginnt.
Diese neuen Aufgaben und Probleme veranlassen wiederum den Architekten, neue Forderungen an die Technik und den Ingenieur zu stellen. Um sein weit gestecktes Ziel erreichen zu können, möchte er ganz freie Hand haben:
Die architektonische Phantasie soll nicht mehr durch die Technik eingeschränkt sein. Im Gegenteil, diese hat ihr die Mittel zu liefern zur Verwirklichung einer ungehemmten Konzeption. Neue Begriffe und Definitionen werden geschaffen, neue Ideen propagiert. Schlagworte wie «Dynamische Architektur», «Fliessender Raum» werden entdeckt. («Der Raum in der Wirklichkeit ist fast ebenso fliessend wie der ideale Raum in unserer Vorstellung, er kann nur im Durchschreiten erfasst werden. Fliessender Raum kann somit weder ein- noch ausgeschlossen oder begrenzt werden. Die Gebäude, die wir funktionell nennen, werden unansehnliche Ansammlungen von Flächen, die vom gekrümmten, universalen Raum ausgespart sind als gestalteter Raum. Die traditionellen Begriffe von Masstab, Proportion usw. werden bedeutungslos.»)
Wenn diese Forderungen allgemein und in ihrer ganzen Tragweite durchdringen, leiten sie den Architekten auf einen Weg, wo er die auf ihn gesetzten Hoffnungen enttäuschen muss. Der Funktionalismus, der gestalterische Grundzug der modernen Architektur, droht für ihn zu einem nebensächlichen oder überhaupt nicht beachteten Punkt herabzusinken. Der Endeffekt dieser Bestrebungen kann nur heissen: Originalität um jeden Preis. Entsprechende Bauten (z. B. Guggenheimmuseum in New York) sind leider in genügender Zahl schon vorhanden.
Der Architekt muss sich wieder seiner Aufgabe bewusst werden.
 Unsere Bauwerke sind nicht dazu gebaut, um den Architekten be-

rühmt zu machen, sondern um die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Ding und zwischen Mensch und Natur zu erleichtern. Der Architekt soll diese Beziehungen in einen Zusammenhang bringen, sie ordnen und diese Ordnung nach aussen sichtbar machen. Ein neues Werk muss im echten Sinne sensationell wirken (Gegenbeispiel: Atomium in Brüssel).
Wir wollen keine Wohnhöhlen mehr, doch kann es nicht darum gehen, fliessende Gebäude in den Raum zu setzen, die den Forderungen des Funktionalismus diametral gegenüber stehen.
Gestalten ist klären, funktionell und strukturgesetzlich. EB

Früher waren Architekten Künstler und verwendeten Technik, heute sind sie Techniker und verwenden Kunst.

Mobiles von Alexander Calder

Zur Ausstellung im Kunstgewerbemuseum

Jenes Tages, an dem ich erstmals einem Mobile begegnete, erinnere ich mich, als wäre es gestern. Ueber dem Treppenaufgang eines bedeutenden Schweizer Kunstmuseums hing ein so wundersames, luftiges, wiegendes Gewebe von Drähten und Blättern, dass ich kaum davon loskam. Dauernde Bewegung lag darin, leise schaukelten, drehten, wogten die feinen Gebilde, durch den zarten Hauch des nahen, offenen Fensters beglückt. Und erst nach einer geraumen, staunenden Weile entdeckte ich die Möglichkeit, mit Hilfe einer an der Wand entlanglaufenden Schnur das Ganze gar zum vom Sturme gerüttelten Baumaste werden zu lassen, die Blätter zum Rauschen, Klirren, Aneinanderklatschen zu bringen.
Ich zählte damals keine zwölf Jahre, begreiflich, dass diese Begegnung die erregendste und tiefste jenes Museumsbesuches war. Seither stieg ich oft jene Treppe hoch, die von Calders weitausladendem Aste beschattet ist. Ihn zur Bewegung, zum Spielen zu bringen, unterliess ich nie.
Im Rahmen der gegenwärtigen Ausstellung «Kinetische Kunst» im Kunstgewerbemuseum dürfen wir mit rund 20 Mobiles Bekanntschaft schliessen. Sie sind recht unterschiedlichen Formats — alles bedeutend kleiner als «mein» Ast — und sämtliche aus dem Jahre 1958 stammend.

Ueber Calders «Stabiles» — den andern, entgegengesetzten Werken seines doppelgleisigen Schaffens, und so benannt von Hans Arp — ruhen sie so, wie früher prunkvolle und grossartige Lüster über ebenso prunkvollen Sälen geruht haben mögen. Waren jedoch solchem Deckenschmuck lastende Stabilität und drückende Schwere eigen, so vermag Calder mit seinen Werken Effekte zu erzeugen, die phantastisch und traumhaft sind. Unsere Hand oder ein Windhauch sind stark genug, der Plastik eine neue Dimension zu geben, jene der Veränderlichkeit, der Bewegung. Diese unendlichen Geduldspiele, diese Gebilde in Schwerelosigkeit, sie verändern sich stets in einem labilen Gleichgewicht, das selbst nach noch so heftiger Schwenkung wieder in sich zurückkehrt, in sein ursprüngliches, zitterndes, drehendes Schweben.
Was erfinderische Eltern seit Jahrhunderten unbewusst im Spielzeug für ihre Kinder erfanden, «Mobile», von der Decke hängende Phantasiegebilde, das hat Calder frisch entdeckt, umgestaltet, erhöht und als neuen Gattungsbegriff der modernen Kunst zugeführt.
Alexander Calder wurde 1898 in Philadelphia geboren. Er erwarb sich das Diplom als Maschineningenieur, begann aber bald als Zeichner in einer Abendschule und wurde schliesslich fabulierender Witzblattillustrator. 1926 kam er nach Paris. Fasziniert vom wirren Treiben eines Zirkus, baute er sich einen Miniaturzirkus, mit dessen Figuren er bereits mit der Schwerelosigkeit experimentierte. Um 1930 konstruierte er das erste Metallgebilde, für das sein Freund Duchamp den Namen «Mobile» vorschlug. Diese waren anfänglich von motorischer Kraft getrieben, bald jedoch kam Calder davon ab, um zu den reinen, lichten Formen der heutigen Windspiele überzugehen. Calder hat in seinen Mobiles etwas Neues, bisher nie Dagewesenes in die Kunst gebracht, das surreale in der Bewegung, «Figuren ohne Ende und ohne Beginn».
Man möchte wünschen, recht viele würden sich an dieser wahrhaft heitern, fröhlichen Kunst ergötzen. K. N.

Die Lebensuhr

«Machen Sie sich nur keine Sorgen», sagt der Pilot zu einer alten Dame, die keinen Mut hat, das Flugzeug zu besteigen, «solange Ihre Zeit nicht abgelaufen ist, kann Ihnen nichts passieren!» — «Das kann schon möglich sein», antwortete sie, «aber was ist, wenn I h r e Zeit plötzlich abgelaufen ist, und ich sitze zufällig in Ihrem Flugzeug?» (tp)

Schönheit und Technik

Wann begann ein rein technisches Gerät wohl zum ersten Male durch seinen ästhetischen Wert aufzufallen?
Ich glaube, dass die Antwort auf diese Frage als Jahrzahl kaum zu geben ist, hingegen kann die Frage als solche sicher sehr leicht beantwortet werden. Die Aesthetik in der Technik ist sicher so alt wie sie selbst. Man kann doch jedem Gegenstand, den wir benutzen, eine ihm eigene Schönheit nicht absprechen.
Aber die Frage wird doch erst dann grundlegend, wenn sich die Technik soweit von ihrem Zweck entfernt, dass sie nur noch durch äussere Gefälligkeit verkaufspsychologische Momente befriedigen will. (Andrerseits gibt sicher nicht nur die Schönheit Anlass zu solchen Exzessen, sondern auch reine Zahlen können den Betroffenen, der oft kaum etwas mit dem Gekauften anzufangen weiss, gelinde gesagt, hinters Licht führen!)
Es ist sicher schön, wenn auch wir Schweizer jenen Mangel an Kühnheit, den Stiller so sehr anprangert, endlich überwunden haben. Dass aber trotzdem einem Gegenstand, sei er selbst ein Gebäude, seine Zweckgebundenheit angesehen werden darf, muss selbst für uns ein Prinzip bleiben. Dass im weitern jeder technische Gegenstand in erster Linie die ihn beherrschenden Naturgesetze nicht ignorieren darf, soll auch eventuellen Pseudowissenschaftern, die sich mit der Formgebung zu befassen haben, als weiteres Prinzip vorschweben. Im ersten Falle ergibt ein Verstoss wohl etwas Schönes, aber etwas furchtbar Unbequemes oder gar Unbrauchbares, im zweiten Falle aber sogar ein Phantasieprodukt, das nicht einmal zu funktionieren imstande ist.
Aber welcher junge Ingenieur, welcher frischgebackene Techniker fühlt sich nicht dazu berufen, neue Formen zu erfinden? Diese Berufung kann sowohl vom unerbittlichen Konkurrenzkampf als auch durch überspitzten Ehrgeiz hervorgerufen werden. Aber machen wir nicht einen grundlegenden Fehler, wenn wir uns einbilden, nur das Neugestaltete habe Erfolg? Haben nicht viele alte Gegenstände sozusagen ihre vollkommene Form gefunden?
Als nächstes stellt sich natürlich sofort die Frage, gibt es überhaupt eine vollkommene Form, sei es in ästhetischer oder technischer Hinsicht?
Der zweite Teil der Frage wird entschieden leichter zu beantworten sein, denn die höchste Vollkommenheit in technischer Hinsicht wird sicher die Kombination zwischen Erfüllung der Ansprüche auf Komfort und Bequemlichkeit einerseits und derjenigen, die sich aus den Naturgesetzen ergeben, sein. Hingegen ist die Frage, ob es vollkommene Schönheit gebe, schon so komplex, dass sie kaum mit einem Votum pro oder contra zu beantworten ist.

Unser Schönheitsideal wurde sicher schon vielen Aenderungen unterworfen. Man denke nur an die Venus von Milo! Noch verwegenere Gemüter können auch an die Mona Lisa denken. Ja sogar der Goldene Schnitt ist für Avantgardisten nicht mehr das non plus ultra.
Dabei möchte ich bei all diesen Ueberlegungen eigentlich ganz bewusst einen Bogen um die Kunst machen, denn es soll ja hier keineswegs um die Frage gehen, ob der heutige Künstler überhaupt noch Schönheit oder irgend etwas anderes darstellen will. Unter dieses «irgend etwas anderes» hat bestimmt auch die Wahrheit zu fallen. Und gerade diese Wahrheit soll für die Schönheit in der Technik ein Fingerzeig sein. Schönheit ist sicher möglich ohne auch nur ein Fünkchen Wahrheit! Hingegen soll gerade die Technik darauf bedacht sein, und zwar Wahrheit sowohl in Hinsicht auf ihren Zweck als auch in Hinsicht auf die Gebundenheit an die Naturgesetze. Und diese Wahrheit muss echt sein, nicht nur jenes dem Gassenjargon entsprungene: «Das ist das Wahre!» Leider wird ja mit der grössten Selbstverständlichkeit gerade jenes als «das Wahre» angesprochen, das mit seinem inneren Wert gar nicht in Uebereinstimmung zu bringen ist, sondern lediglich durch seine äusseren Formen auffällt. Sch.

Der Moloch Verkehr

Verkehrsfachleute sind wir alle mehr oder weniger, oder wir bilden uns wenigstens ein, es zu sein. Wenn man nicht gerade vom Wetter spricht, so spricht man eben über den Verkehr. Das ist ein grossartiges und vielseitiges Thema. Man spricht von den Autobahnen, von der Parknot, von den Düsenflugzeugen. Aber da sind wir schon an einem Scheideweg. Die einen finden die Düsenflugzeuge grossartig, die anderen halten die Lärmbelästigung für unerträglich.
Der Verkehr zu Lande, zu Wasser und in der Luft hat eine Gesellschaft zur Lärmbekämpfung auf den Plan gerufen. Wahrscheinlich ist die Belästigung durch Abgase aber noch viel schädlicher. Nicht nur Verkehrspolizisten, die die frischen Abgase stundenlang einatmen müssen, sind gesundheitlich gefährdet, sondern alle Stadtbewohner leiden unter der zunehmenden Verpestung der Luft. Dazu kommen die Nervenanspannungen, das gehetzte Leben unserer Zeitgenossen. Nicht zu vergessen sind die vielen Unfälle:

Jedes Jahr sterben in der Schweiz 1000 Menschen den Strassentod. Dazu kommt die viel grössere Zahl der Schwer- oder Leichtverletzten.

Niemand kann bestreiten, dass der neuzeitliche Verkehr sehr viele negative Seiten aufweist. Deshalb ist es nur zu verständlich, dass sich viele Leute ernste Gedanken darüber machen, wie man all diesen Mängeln abhelfen kann. Die radikalste Forderung wird von Aesthetikern vorgebracht. Man schaffe Zonen der Ruhe, in denen jeglicher Fahrverkehr verboten ist, Fussgängerreservate, in denen sich der Mensch ohne Lärm, ohne Abgase, ohne Gefahren unbehelligt bewegen kann. Eine mehr oder weniger weitgehende Beschränkung des Verkehrs hat noch eine weitere günstige Folge: Wir können auf Strassenverbreiterungen und Durchbrüche, auf die Umgestaltung unserer Städte verzichten und können das in Jahrhunderten gewachsene Stadtbild unverändert erhalten. Die Stadt kann ihr Gesicht bewahren und wird nicht durch Parkplätze, Verkehrsschilder, Lichtsignale, Rampen oder Hochstrassen verunstaltet.

Wie findet der Verkehrsingenieur angesichts dieser Tatsachen noch eine innere Berechtigung für seine Tätigkeit? Ist er nicht geradezu ein Totengräber der Würde des Menschen und der Stadt? Solche Fragen müssen wir uns sehr genau und sehr ernst überlegen. Unser Beruf kann sich nicht auf das Technische beschränken, er braucht eine sittliche Begründung. Unsere Antwort ist sehr einfach. Ohne neuzeitliche Verkehrsmittel ist es unmöglich, auf dem rohstoffarmen Boden der Schweiz über 5 Millionen Menschen zu ernähren und sie dabei nicht nur vegetieren zu lassen, sondern ihnen eine anständige Lebenshaltung zu sichern. Die höhere Lebenshaltung ist — so banal das klingen mag — die Voraussetzung für alle geistige, künstlerische und wissenschaftliche Tätigkeit. Wo der Kampf um das tägliche Brot allzu hart wird, bleibt für die höheren Dinge des Lebens nichts mehr übrig. Es ist unsere Pflicht, dafür zu sorgen, dass den Tausenden von Stadtbewohnern der tägliche Weg zur Arbeit nicht zur Qual wird. Wenn wir das Verkehrsgesetz des Landes verbessern, so stehen wir im Dienste der gesamten Bevölkerung. Das ist eine sittliche Aufgabe.

Wir dürfen dabei die Berechtigung der eingangs geschilderten Klagen nicht übersehen. Wir dürfen nicht als einseitige Verkehrstechniker arbeiten, sondern müssen unsere Aufgaben richtig in den weiteren Rahmen des Städtebaus, der Regional- und Landesplanung einordnen. Wir müssen zugeben, dass die heutige Verkehrstechnik noch grosse Mängel aufweist. So ist z. B. die Frage der Abgase eine Aufgabe, die unbedingt bearbeitet und gelöst werden muss. Es wäre aber einseitig und kurzsichtig, im Sinne der Maschinenstürmer vergangener Zeiten die bekannten Mängel der

Verkehrstechnik zu übertreiben oder zu verallgemeinern und alles mit dem Schlagwort von «Moloch-Verkehr» zu belegen. Die Arbeit des Verkehrsingenieurs ist im wörtlichen Sinn lebensnotwendig. Wir müssen im Dienste unserer Mitmenschen auf diesem Wege weiter fortschreiten. Leibbrand

Le mysticisme actuel

Dès l'origine de l'histoire les hommes ont éprouvé un besoin mystique qui s'extériorisait dans le culte des morts, des rois, des dieux régionaux ou familiaux. Les hommes portaient leur mysticisme sur un idéal, suivant leur intelligence, leur évolution et la civilisation à laquelle ils appertenaient.

L'eglise de l'état romain, tout en imposant le dogme chrétien, laissa subsister les formes mystiques déjà existantes. Le moyen-âge européen, tres influencé par l'église et le système féodal, oscillait entre une superstition toute paysanne et une foi souvent naïve et enfantine.

Ce n'est qu'en se rapprochant de notre époque qu'on voit le mysticisme romantique et religieux, bien connu sous ses anciennes formes, disparaître au profit d'une connaissance scientifique (surtout médicale) plus répandue, d'un réalisme et d'un rationalisme grandissant. Il y a donc bien lieu de se demander ce qui est advenu du mysticisme de nos jours et dans notre contrée. Il se peut que l'on puisse en retrouver quelque forme dans la littérature actuelle; là où on est devenu conscient d'un certain manque; dans l'opposition à un climat scientifique, rationaliste et technique, trop froid.

Mais aujourd'hui, grâce à des moyens de communication très développés, presque chacun est en contact plus on moins direct avec la science ou son application, la technique; les masses ont volontiers adopté tous les résultats du progrès scientifique: les facilités, la diminution du travail musculaire, le développement de l'instruction, le confort, etc.

On ne croit plus, de façon aussi absolue qu'au siècle dernier, à l'aboutissement et à la réussite immédiate du progrès scientifique; cependant on porte en soi un espoir, l'idée que ce progrès est bien réel et fondamental, et que tôt ou tard la science résoudra tous les problèmes. La science et son développement sont en effet devenus le support d'une multitude de consciences et de

croyances humaines; dans les esprits scientifiques eux-mêmes la science a pris un caractère absolu d'une sorte de monopole.
Elle est devenue une cachette à beaucoup d'opinions et de sentiments personnels, elle qui se veut objective, sans croyance peu fondée et libre d'impulsions du cœur. Elle, l'outil par excellence, qui se vante de relativité pour ne pas se contredire, est devenue le temple où le soi-disant non croyant vient se reposer.
Toutefois, si la science est source de savoir véritable, qui enrichit l'homme et le fait vivre, en un mot: si la philosophie appartient à la science, il est bien difficile de juger de la valeur et des conséquences d'une mystique scientifique. G. C.

Das Cabaret in den Zwanziger Jahren

(Frühere Abschnitte siehe Nr. 37/8, 38/1)

Dies sind wohl die hauptsächlichsten Stationen in der Geschichte des Cabarets bis zum 1. Weltkrieg. Interessant, dass es gerade Frankreich und Deutschland waren, die sich, politisch spinnefeind, auf diesem Gebiet so fruchtbar ergänzt hatten. Denn wenn wir einen Blick auf die anderen europäischen Länder werfen, so finden wir dort in dieser Zeit kein literarisches Cabaret im Sinne des in Frankreich und Deutschland entwickelten Typus.
In Russland gab es zwar den «Blauen Vogel», der aber alle westeuropäischen Vorstellungen und Erfahrungen vom Wesen des Cabarets, von der Szene, vom Kostüm und vom Bühnenbild über den Haufen warf.
Der «Blaue Vogel», so nannte sich das Ensemble, das mehrere Jahre hindurch in Westeuropa ausgedehnte Gastspiele unternahm; es servierte mit byzantinischer Farbenpracht eine merkwürdige Mischung von Tanz, Theater und Kleinkunst.
Wie exotische Vögel schwirrten die Schauspieler auf der in einem grotesken Kubismus hergerichteten Bühne: Sie steckten in buntfarbigen faltenreichen Gewändern, trugen phantastisch aufgedonnerte Hüte von niegesehener Form und agierten in märchenhaft aufgeplusterten Puffärmeln.
Man fragte sich: Sind das Schauspieler — oder aus der Spielzeugschachtel eines morgenländischen Riesen entsprungene Gestalten?
Diese rhythmisierte, mit keinem unserer Cabarets vergleichbare Kleinkunst bewegte sich ganz in der Luft des Ostens.
So wenig wie der Osten kennen aber auch England und Amerika ein ausgesprochenes literarisches Cabaret.

Die englischen Music Halls sind eine uns nicht fremde Mischung von für die Masse berechnetem Variété und intimer cabarettistischer Wortkunst. Da steht der Athlet neben dem Parodisten, die Chansonette neben dem Schlangenmenschen und beiden huldigt ein nach Tausenden zählendes Publikum.
In Amerika kommt das mehrfach von abends bis morgens abrollende heitere Programm eines Nacht-Clubs unserem Cabaret-Stil am nächsten, obwohl der Akzent auf Variété, Tanz und Schlagermusik liegt und der Kapellmeister gleichzeitig auch Ansager ist.
Erwähnenswert ist vielleicht hier das während des Weltkrieges 1916 in Zürich begründete Cabaret «Voltaire».
Dort machte der zwanzigjährige Rumäne **Tristan Tzara** die Bekanntschaft der deutschen Dichter **Richard Hülsenbeck** und **Hugo Ball** und des kubistischen Bildhauers **Hans Arp,** der auch Gedichte schrieb. Sie gründeten zusammen das Cabaret «Voltaire», schrieben Manifeste, ärgerten die Bürger und predigten nicht nur für die Front, sondern auch im täglichen Leben Defaitismus. Sie ereiferten sich über alles und nichts, streckten der ganzen Welt die Zunge heraus und beleidigten sich sogar untereinander. Dieses Cabaret hatte insofern seine Bedeutung, da hier die wohl extremste literarische Richtung entstand: Der Dadaismus, aus dem sich dann später der Surrealismus entwickelte.
Ausserdem war die Schweiz neben Frankreich und Deutschland das einzige Land, wo später noch einige gute Cabarets entstanden.

Nach dem 1. Weltkrieg, zwischen 1919 und 1930 hielt Berlin wieder den Rekord für Cabaretgründungen.

Unzählige Namen tauchten auf, um bald wieder zu verlöschen oder durch andere abgelöst zu werden.
Ich will nur einige nennen: Die weisse Maus, Die rote Nachtigall, Das Karussell, Die Rakete, Grössenwahn, Die wilde Bühne, Das Kabarett der Komiker, Die Pistole, Die Wespen, Larifari usw.
Manche lebten nur 24 Stunden, und die meisten sind heute fast vergessen und oft durch geschäftliche Spekulationen und luxuriöse Barbetriebe, die das ursprüngliche Niveau immer mehr abgleiten liessen, eingegangen.
Es kann aber kein Zweifel darüber bestehn, wie verfehlt es wäre, das Cabaret, das der modernen Literatur wie dem Theater gleich nahestand und doch etwas Neues, Selbständiges und Eigenwüchsiges war, als eine Kunstgattung minderen Ranges anzusehn.
Seine Gipfelleistungen sind mit einem erheblichen Teil unserer darstellenden Prominenz eng verbunden.
Der grosse Max Reinhardt beispielsweise zog mit seinen Kollegen Friedrich Kayssler, Luise Dumont und Richard Vallentin 1921 das «Schall- und Rauch»-Cabaret auf.

Schon vor dem ersten Weltkrieg hatte Reinhardt sich cabarettistisch betätigt. In der Sylvesternacht 1900 liess er mit falschem Pathos ein Jahrhundertwende-Weihnachtsspiel vor den begeisterten Zuschauern steigen. Man machte sich über sich selbst lustig und schrieb, um einen Theaterdurchfall heraufzubeschwören, eigens dafür ein besonderes Stück. Oder Friedrich Kayssler brachte es damals fertig — ohne als verdächtig in Schutzhaft genommen zu werden —, in einer Parodie der Hauptmannschen «Weber» als zuschauender Serenissimus in der Loge aufzutreten, wo er mit seinem Adjutanten mehr oder weniger geistreiche Kommentare zu der aufsässigen Angelegenheit zum Besten gab.
Aus diesen Sitzungen der Berliner Theaterprominenz sind dann auch die herrlichen Galgenlieder von Christian Morgenstern hervorgegangen. Was damals an künstlerischem Wert dem jungen Cabaret, aber auch umgekehrt, dem deutschen Theater und der Literatur zugute gekommen ist, das wird sich niemals ganz konkret nachweisen lassen.
Das tatsächliche Aktivum wird auch heute nicht dadurch vermindert, dass Literatur- und Theaterhistoriker die Rolle des «Brettl» als eines geistigen Anregers zu verkleinern versuchen, und ein Geschichtsschreiber der Bühnenkunst den klassischen Satz von der «travestierenden Afterkunst einer perversen Phantasie» prägte.
In Wien wurde der Geist Nestroys und Raimunds an Vorstadt- und Volkstheatern liebevoll gepflegt. In der Stadt des Fiakerliedes, des unvergleichlichen Charmes und der edlen Clownerie, hat man in allem Possentreiben immer sich selbst wiedererkannt. Dem Pfeil des politisch-garstigen Liedes fehlte freilich an der Donau die Schärfe. Man präsentierte die frivolen Ingredienzen liebenswürdig, allzu liebenswürdig, nicht so wie im «Chat noir» oder bei den «11 Scharfrichtern».
In den zwanziger Jahren waren es vor allem die satyrischen Literaten, die dem Cabaret die aktuelle politische Note gaben.
Max Hermann-Neisse, ein kleiner, verwachsener Mann, sprang damals auf die Bühne. Sein Ziel war der Spiesser, das Cabaret die Kanzel, von der er aus seine Verse ins Volk schmetterte. Das Cabarett wurde im Passion, wie vordem Wedekind und mit ihm Erich Mühsam, der später im KZ umkam. Die meisten dieser politisch-lyrischen Gilde mussten 1933 emigrieren, wie **Kurt Tucholsky, Bert Brecht, Walter Mehring** und **Alfred Polgar.**
Nicht vergessen darf man hier den modernen Till Eulenspiegel Klabund, der von Crossen an der Oder auszog, um für die Verdammten und Verfolgten dieser Erde Trostlieder zu schreiben.
Wenn in den anderen Cabarets doch mehr die anspruchsvolle Unterhaltung vorgetragen wurde, hier war man aggressiv und konzessionslos. Hier wurde das Cabaret wieder zum Tribunal.

Die Gesellschaft wurde der Lächerlichkeit preisgegeben. Mit satirisch gespitzter Feder kämpfte man für eine Menschlichkeit, die nicht organisiert wurde. Vieles was zwischen 1933 und 1945 eintraf, wurde hier in Gedichten, Chansons und Aufsätzen **warnend vorausgesehen.** Die an diese Art von Schriftstellern sehr oft gerichtete Frage: «Wo bleibt das Positive?», dürfte damit ihre beste Antwort erhalten haben. Diese Art von Cabaret war dann auch für das zeitkritische zeitnotwendige Cabaret von 1946/47 der logische Ausgangspunkt.

Aber in Berlin gab das Cabaret der zwanziger Jahre einer unzähligen Reihe von grossen Persönlichkeiten alle Entfaltungsmöglichheiten. So stand hart neben den Cabarets von Brecht, Mehring, Tucholsky das elegante, fast mondäne Kurfürstendammcabaret, dessen unvergesslicher Repräsentant Rudolf Nelson war.

Auf der bunten Palette des Cabarets der zwanziger Jahre hatten viele verschiedenartige Persönlichkeiten Platz. Die Skala reichte von den lyrisch-aggressiven Bänkelgesängen des frühen Bert Brecht bis zu den volkstümlichen Humoresken eines Weiss Ferdl oder eines Karl Valentin. Die Runde gemacht hat in jenen Jahren die Geschichte vom grossen nazistischen Wahlsieg, der Hitler 99 Prozent aller Stimmen gebracht haben sollte. Weiss Ferdl kommentierte dazu: «Aber denkt euch, was für ein Pech ich habe, überall wo ich hinkomm', treff' ich immer grad das eine Prozent, das dagegen ist!»

Ein Einfall Karl Valentins wurde damals ebenso zum geflügelten Wort. Er betrat die Bühne mit kräftigem «Heil»; die Rechte forsch nach vorn geschleudert, um dann nach angestrengtem Nachdenken bestürzt zu fragen: «Jetzt hab' ich doch wahrhaftig den Namen vergessen.»

Viele stellten bis in die Hitlerzeit hinein ihre politischen Spässe nicht ein. Und damit kämen wir zu einem literarischen Haudegen, der mit allen Wassern gewaschen war, als er versuchte gegen Diktatur und Humorlosigkeit seinen beissenden Spott anzusetzen. Wir kommen zu Werner Finck und seiner «Katakombe».

Eine Schar begabter Schauspieler und Literaten war im Herbst 1929 zunächst fast unbeachtet in einem Keller auf das Brettl gestiegen. Der Besitzer des Hauses der Berliner Künstler in der Bellevuestrasse gewährte den mittellosen aber jugendfrischen und feurigen Cabaretleuten halb aus Mitleid diesen Unterschlupf. Und also nannte sich das Ensemble in gutmütiger Selbstverspottung die «Katakombe».

Allmählich sprach es sich im geistigen Berlin herum, welch unangekränkelte und zugleich geistvolle Kunst in diesem dumpfen Keller grünte.

 Es hiess: «Noch haben wir in Berlin ein Cabaret: das besteht aus

literarischen jungen Leuten, das wirkt in seiner frischen und witzigen Weise wie frommer, lebendiger Ahnenkult jener grösseren Epoche des ‚Ueberbrettls'.»
Die «Katakombe»: das ist ein Keller und eine ganz einfache Bühne, das sind junge Leute, die halb wie Studenten aussehn und halb wie Artisten, Ansager, Schauspieler, Maler, Tänzerinnen und Chansonetten. Sie betreiben die Fröhlichkeit und das Lachen auf überlegene Art, sie haben Geist und Einfälle und das Können dazu, und sie verstehen sich auf das Geheimnis der Kleinkunst: Die Parodie aus Menschlichkeit, den Verriss aus Humor und den Spott aus Geschmack.
Selbstverständlich war sich damals niemand der Tradition bewusst, als das erste Programm gestartet wurde. Ja im Grunde war Fincks beneidetes Vorbild das, was die Berliner gerade satt und gründlich überkommen hatten: das arrogante, versnobte, sich entsetzlich ernstnehmende, lässig-elegante Kurfürstendamm-Cabaret.
Finck schreibt selbst: «Wir aber, mit unseren billigen Strassenanzügen und ungeputzten Schuhen, mit dem grünen Lappen, der uns als Vorhang diente, und dem treuherzigen Gebaren, waren gerade das Gegenteil von den versnobten Cabarets. Unsere Befangenheit war daher gross, unsere Schüchternheit echt. Aber wir trugen alles mit Humor. Gerade das schlug unerhört ein. Wir wurden Mode. In wenigen Monaten parkten die Packards und Horchs der ‚Grosskopfeten' auf dem Vorplatz der ‚Katakombe'. Als schliesslich Max Reinhardt eines Tages vier Plätze bestellte — Verzeihung, bestellen liess —, putzten wir uns zum ersten Mal vor Schreck die Schuhe.»
Echtes Scharfrichterblut floss in den Adern der «Katakombisten». Ihr Wirken ist geschichtlich geworden und von unzweifelhafter Bedeutung für den Cabaret-Stil in den deutschsprachigen Ländern.
Die Flamme des Urcabarets leuchtete in dumpfen Kellern oft am hellsten, und man besuchte die «Katakombe» nicht im makellosen Abendanzug, sondern so wie man gerade von der Strasse kam.
Das Katakombenpublikum war eine feste Gemeinde. Man sass unter lauter Fremden und war doch im engsten Familienkreise.
Finck schreibt: «Jahre später erst las ich von den Anfängen des Cabarets. Und ich war erstaunt: Nicht was uns damals so eingeschüchtert hatte am Berliner Cabaret, das Arrogante, Elegante, Versnobte, sondern was wir in ahnugslosem Uebermut auf die Beine gestellt hatten entsprach dem Stil jener schulemachenden Franzosen, entsprach ihm bis ins letzte, bis zu den ungeputzten Schuhen, als hätten wir ihn studiert und kopiert.»
Werner Finck mag heute cabaretresigniert haben, nichts Genaues weiss man nicht, damals hat er jedefalls niemals den Kopf eingezogen und sich der Meinungsdiktatur geschmeidig gebeugt.

Aber als er sich ein Schwert auf der Bühne anbringen liess, um furchtsam hinaufzuschielen, wenn der Text «staatsgefährlich» wurde, da hatte natürlich auch für diesen Mann der Zivilcourage die Scheidestunde bald geschlagen.
Den listig schmunzelnden Berlinern erzählte er lächelnd, wie korrupt und bestechlich es doch in der Weimarer Republik zugegangen sei, um nach kurzer Pause mit aufreizend erhobener Stimme zu fragen: «Und was ist heute . . .?» — darauf ganz trocken und wie nebenbei als Antwort: «Heute ist Dienstag.»
Den gelungensten Einfall hatte Finck wohl in jener Zeit, als während einer Vorstellung plötzlich das Licht ausging und Bühne und Zuschauerraum völlig im Dunkel lagen. Grosse Unruhe. Da erschien mitten im Parkett Finck selbst und leuchtete mit einer Taschenlampe, zwischen den Stühlen sich durchdrängend, einzelnen Zuschauern prüfend ins Gesicht. Höchste Spannung, wie das enden wird? Plötzlich löschte Finck die Taschenlampe aus und rief in den verdunkelten Raum hinein: «Am Volk fehlt's nicht — es muss an der Leitung liegen!»
Darauf ein Applaus der nicht enden wollte.

Fincks etwas gespanntes Verhältnis zum deutschen Militarismus mit allen dekorativen Nebenerscheinungen enthüllt jenes Gedicht vom «Begräbnis».

Hinter dunklen Wolkenbänken
strahlt sich Sonnenlicht ins Weite.
Einen Krieger zu versenken,
zieht ein schwarzes Grabgeleite.
Vornean die Musikanten,
die das Unglück ausposaunen,
Kinder, Gaffer und Passanten,
die mit offnen Mäulern staunen.
Und das Lied vom Kameraden,
hinter diesem eine Pause.
Hinter dieser ein Herr Krause
mit des Toten Klempnerladen.
hinter diesen die Verwandten,
Hinter diesem die Gebeine,
hinter diesen die Vereine,
und die übrigen Bekannten.
Hinter allem ein Gelage,
das sie alle noch mal eint,
hinter diesem neunzig Tage,
da die arme Witwe weint.
Hinter diesem eine Pause,
aber keine lange nicht,

hinter dieser jener Krause,
der die Witwe ehelicht.
Vornean die Musikanten,
die das Unglück ausposaunen,
Kinder, Gaffer und Passanten,
die mit offnen Mäulern staunen.

Die «Katakombe» wurde am 10. Juni 1935 von staatswegen geschlossen.
Und man möchte heute geradezu Herrn Finck zurufen, dass das deutsche Cabaret ihn braucht, seine geistige Wendigkeit und das scharfe Schwert seines Witzes, um die vertrackten Knoten der Gegenwart zu durchschneiden.
(Fortsetzung folgt) Hans Dieter Hüsch

Radikaler Antigeist

Glückauf! Endlich ist der grosse Wurf gelungen. Das Wesen aller Dinge hat sich erhellt und ist auf Gespensteinheiten zurückgeführt. Es ist wirklich erstaunlich, dass ausser unserm radikalen Geist und leidenschaftlichen Philosophen noch niemand dieses Ei gefunden, respektive gelegt hat. Und dabei ist doch alles so einfach und logisch wie $0 + 0 = 0 \ldots$
Gespensteinheiten fliegen in Strahlenbündeln gespenstisch voneinander weg und finden sich wieder, um gemeinsam mystischem Tun zu frönen. Am Ende der Geschichte kommt eine Null heraus, respektiv ein Ring, und dieser ist unser Leben, welches es nun rasch zu erfüllen gilt. Wie, wo und mit was spielt dabei keine Rolle, denn die Veranwortung trägt das «ewige Gesetz».
Werden diese Tatsachen endlich erkannt sein, wird eine neue Phase der menschlichen Geschichte beginnen: Allgemeines Glücksgefühl wird die Folge sein — es sei denn, einer sterbe zu früh, bevor er seinen Ring gefüllt hat, wobei er dann eben Pech gehabt hat. Religion, Politik und Ethik werden vollkommen sein, wie es die exakte Naturwissenschaft heute schon ist, die das bis jetzt übrigens noch gar nicht gewusst hat, die aber trotzdem für das Kompliment dankt. Abgesehen davon wird sie gar nicht mehr nötig sein — was uns Poly-Studenten erleichtert aufschnaufen lässt — da ja die Einheitsgespenster oder besser gesagt Gespensteinheiten von jedermann, der nur ein wenig logisch denken kann, leicht verstanden werden können. Dabei sollen sie sogar speziell gut von Leuten verstanden werden, die nur ein wenig denken können . . .
Nachdem aber dies alles klar geworden, begann selbst Nietzsche im Grabe zu rotieren. D. L.

Esprit du Stud

poème «en verre libre»

En réponse au délicat poète, auteur de la remarquable période intitulée avec un à propos désarment: «Ist unser Studentenheim in Gefahr.»

Esprit du Stud (poème «en verre libre»)
Etudiants de tous les alpages
Unissez-vous
L'esprit du Stud fait naufrage
Unissez-vous
Ne mettez plus les pieds dans les plats
Un peu de courage
Sauvez la «Stimmung» et le riz aux p'tits pois

Esprit du Stud es-tu là
Tournez les tables
Il reviendra
Nulle chance qu'au premier soleil
Un matin
Vous ne le retrouviez au fond d'une bouteille
L'esprit du Stud n'aime pas le vin
Tout au plus un peu d'eau potable
Mais attention les libations sont mal prises
Au Stud l'eau potable est une gourmandise
Frères armaillis qui au Stud venez

Mourra-t-il votre esprit escholier
Réchauffez nous le cœur de vos sourires austères
Soyez graves et sérieux
A vingt ans déjà vieux
Le Stud sera debout . . . l'esprit par terre
Par terre! Que non pas
Je pense pour l'heure
Et sans craindre pour ma pitance
Que si le Stud est là
L'esprit lui est ailleurs

Probablement en France — Roland Lombart

Manche könnten ihr Kleid ruhig allein spazieren schicken, niemand würde es merken.

Ist die Studentische Freiheit in Gefahr?

Herr Jenny hat in seinem Brief in der letzten Nummer die Frage aufgeworfen, ob das Studentenheim in Gefahr sei. Vielmehr in dieser Angelegeheit, die er zur Sprache brachte, muss man sich fragen, ob die traditionelle studentische Freiheit nicht gefährdet ist. Ich schreibe diesen Brief sehr ungern, denn ich möchte die Atmosphäre nicht weiter vergiften. Aber das Verbot für unsere französischen und luxemburgischen Kommilitonen, das Studentenheim zu betreten, hat Fragen aufgeworfen, die unbedingt offen diskutiert werden müssen.

Zuerst, wie kann es vorkommen, dass fast 250 Studenten in Zürich kollektiv bestraft werden? Zweitens, was waren die schwerwiegenden Gründe, die zu dieser ungewöhnlichen Massnahme geführt haben. Drittens, warum wurde der Präsident des VASZ in dieser Angelegenheit überhaupt nicht konsultiert? Viertens, warum hat man den französischen Generalkonsul in Zürich in diese Affäre hineingezogen, und warum hat man das Verbot trotzdem durchgesetzt, nachdem er seine persönliche Garantie für das Benehmen der französischen Studenten gegeben hatte?

Hans Jenny spricht in seinem Brief (Zürcher Student Nr. 2) von einem «Anti-Studheim-Krieg». Was soll man darunter verstehen? Und wer ist die «kleine Gruppe»? 250 französische und luxemburgische Studenten? Es soll Studenten geben, die «mutwillig» Speiseresten auf den Tisch schmieren und das Personal mit «Schimpfwörtern und Anzüglichkeiten» bedenken. Das ist gewiss kein schönes Bild, das da von gewissen Studenten in Zürich gemalt wird. Es würde mich sehr interessieren zu wissen, ob Herr Jenny alle diese Vorkommnisse, von denen er berichtet, selbst gesehen hat, und wenn nicht, von wem der diese Angaben bekommen hat. In den Tausenden von Stunden, die ich im Studentenheim verbracht habe, habe ich derartiges Benehmen nie gesehen; was natürlich nicht sagen will, dass es nicht vorgekommen ist.

Als ich mir Klarheit zu schaffen versuchte, indem ich mit dem Personal im Studheim sprach, haben viele Angestellte über «die Franzosen» geschimpft. Nach hartnäckigen Befragen, habe ich **eine Person** gefunden, die selbst gesehen haben will, wie ein Student **einmal** Speiseresten auf den Tisch schmierte. Sie beteuerte aber, dass andere Angestellte dies auch gesehen hätten. Als ich verlangte, man sollte mir diese Leute vorstellen, hiess es: «Ja, es war hauptsächlich Herr X, der es oft gesehen hat, aber er arbeitet leider nicht mehr da.»

Komisch, wie plötzlich anders alles tönt, sobald man genaue Angaben verlangt.

Eines steht fest, es herrscht unter dem Personal im Studheim eine deutliche anti-französische Stimmung — was man nur im Rahmen der Massenpsychologie verstehen kann. Dass diese Stimmung geradezu geeignet ist, Zwischenfälle herauszufordern, muss jedem denkenden Mensch klar sein. Uebrigens, verschiedene Angestellte haben mir anvertraut, dass es eine Gruppe von Studenten im Studheim gebe, die «viel schlimmer» sei als die Franzosen und Luxemburger. Daraus kann man leicht einsehen, wohin es führt, wenn die Stimmung unter dem Personal im Studheim als Rechfertigung für eine Kollektivstrafe gelten soll.

Als Rechtfertigung für die Kollektivstrafe gegen die Franzosen und Luxemburger wird angegeben, dass sie einander schützen. Aber was sollen sie denn Anderes tun? Wenn — aus momentaner Dummheit — ein Student etwas Wasser auf den Tisch giesst, sollte man ihn sofort denunzieren, so dass er Gefahr läuft von der Schule ausgewiesen zu werden?

Zum Brief von Herrn Jenny: Er schreibt, dass die Betriebskommission des Studentenheims «einstimmig» den Antrag an den Präsidenten des Vereines Studentenheim an der ETH gestellt hat, «einige störende Studentengruppen» vom weiteren Besuch des Studheims während des Sommersemesters auszuschliessen. Es wäre interessant zu wissen, wer anwesend war, als dieser Beschluss gefasst wurde. Auf wessen Angaben hat sich die Kommission gestützt? Hat die Kommission eine Kollektivstrafe für ungefähr 250 Studenten empfohlen, ohne auch nur einen einzigen davon zu verhören? Warum wurde weder der Präsident des französischen Studentenvereins, noch der des luxemburgischen Studentenvereins, noch der des VASZ eingeladen, um den Standpunkt der betroffenen Studenten zu vertreten?

Dies sind Fragen, die uns alle angehen. Wenn wir stillschweigend so willkürliche Aktionen hinnehmen, müssen wir alle unter der Drohung leben, auch eines Tages vom Studheim ausgeschlossen zu werden, weil einige unserer Landsleute sich angeblich unanständig benommen haben. Ganz abgesehen von der Ungerechtigkeit, ja — sagen wir es offen — von der Beleidigung für Frankreich und für Luxemburg, die diese Kollektivstrafe darstellt, sollte es nicht vorkommen, dass solche schwerwiegenden Schritte unternommen werden, ohne dass die Angelegenheit vorher mit den studentischen Vertretern besprochen wird. Wenn die gewählten Vertreter der Studenten in solch krasser Art und Weise übergangen werden, ist die studentische Freiheit nur noch ein schöner Mythos.

Für den Verband ausländischer Studierender in Zürich
Präsident: Walter Osiride Tofani

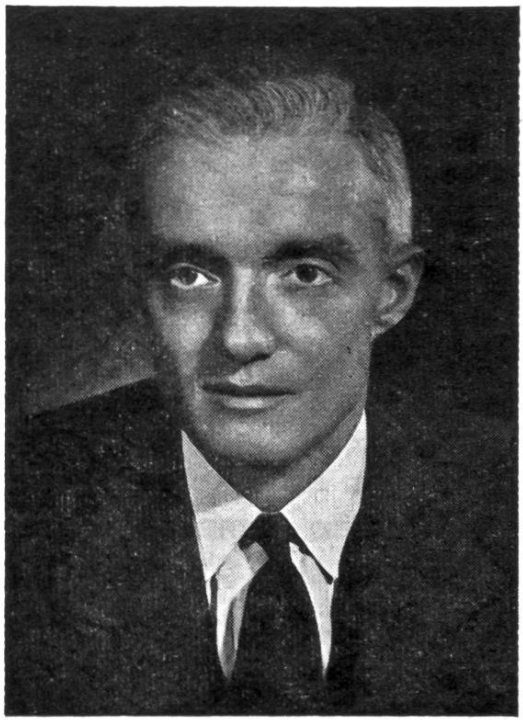
Ist unsere Studentische Solidarität in Gefahr?

Vielleicht steht «unser» Studentenheim in Gefahr. Ich bin jedoch überzeugt, dass durch die Massnahmen, die ergriffen worden sind, etwas viel Wichtigeres in Frage steht: Die studentische Solidarität. Ich habe vernommen, dass der Präsident des VSETH in Anwesenheit von Studenten aus 14 Nationen erklärt habe, er sei eigentlich gegen die Massnahmen gewesen und hätte sogar verlangt, dass es im Protokoll der Diskussion der Studentenheim-Betriebskommission aufnotiert würde. Der Beschluss wurde aber einstimmig angenommen? Der VSETH hätte wahrscheinlich den französischen und luxemburgischen Studenten besser gedient, wenn er seine genaue Stellung besonders in Hinsicht auf die Bedenken, die sein Präsident in der Betriebskommission geäussert hatte, im Zürcher Student dargelegt hätte. Stattdessen verschleiert der VSETH das Problem und wagt es nicht, wahrscheinlich aus einem falschen Schamgefühl heraus, die «Schuldigen» mit Namen zu nennen. Vielleicht befürchtet der Verband, dass man ihn nach den Gründen fragt, die ihn bewogen haben, dem Beschluss doch zuzustimmen. Anstatt eine allzu wendige Politik zu betreiben, sollte der VSETH der studentischen Solidarität die Treue halten.
Ich habe die Bemühungen, unter den ausländischen und schweizerischen Studenten Bande zu knüpfen, zu schätzen gewusst; wo bleibt aber in diesem Zusammenhange der «Kontakt»?
Ich glaube auch, dass der VSETH die Tragweite eines solchen Beschlusses nicht richtig erfasst hat. Es ist möglich, dass einzelne Studenten etwas über die Schnur gehauen haben; zwei Nationen, 200 Studenten werden aber von den Gegenmassnahmen ergriffen, ohne dass Sie die Gewähr haben, dass die wahren Schuldigen sich darunter befinden. Diesen 200 Studenten, die zum Teil nie im Studentenheim gegessen haben und es nun sicher nie mehr tun werden, wurde kaum geholfen!
Was werden diese ausländischen Studenten zuhause sagen über unsere sprichwörtliche Gastfreundlichkeit? Werner Dittli, Abt. IIIa

Qu'en reste-t'il . . .

De tous les écrivains et poètes qui traitent d'abord l'homme en sa vie, l'on va encore de préférence à ceux-là, qui, d'une plume subtile, fatiguée, hypocrite, flatteuse, pathétique, peignent et vantent la chair, le luxe, le jeu stérile, la pourriture, l'aventure, le crime, disent la haine, le bal des fantômes, invitent aux fausses révoltes, à l'absurde, au néant. L'on va à eux, on les admire, on

IBM World Trade-Präsident
A. K. Watson's Maximen
sind festgelegt!



- Stets an der Spitze sein, dem Kunden dienen
- offene Türen für junge Menschen mit Talent
- für das Wohlergehen der IBM-Mitarbeiter besorgt sein

Für die International Business Machines, dem weltgrössten Produktions- und Verkaufsunternehmen der Büromaschinenbranche, hält die Zukunft grosse Aufgaben bereit — denn unaufhaltbar schreitet die Entwicklung der Automation vorwärts. Immer mehr lassen sich die vielfältigen Aufgaben des Staates, der Industrie, des Handels, der Banken und der Versicherungsgesellschaften nur noch unter Verwendung elektronischer Datenverarbeitungsanlagen und Lochkartenmaschinen lösen. Die schweizerische IBM — ein Glied der internationalen IBM World Trade Corporation — bietet jungen, strebsamen und einsatzfreudigen Akademikern, vor allem

Betriebswissenschaftern und Betriebsingenieuren

eine gesicherte Zukunft. Nach sorgfältiger Einführung, erweitert durch Ausbildungsmöglichkeiten im Ausland, übernimmt der IBM Organisationsfachmann seine mannigfaltige und verantwortungsvolle Tätigkeit, welche entsprechend den hohen Anforderungen überdurchschnittliche Verdienstmöglichkeiten bietet.

IBM

INTERNATIONAL BUSINESS MACHINES (Extension Suisse) ZÜRICH, BASEL, BERN, GENF

Ich möchte mich über die vielfältigen Arbeitsmöglichkeiten bei IBM informieren. Senden Sie mir bitte die Broschüre «Rundgang durch die IBM».

Name _____

Beruf, Ausbildung _____

Adresse _____

Einsenden an IBM Zürich, Talstrasse 66, Zürich 1

les aime, on les adore même, car on leur ressemble, car on se retrouve en eux. Et l'on s'imprègne d'eux.
Parfois, quand-même, il arrive que dans l'arrière fond de notre conscience le reste d'homme s'agite. Et l'on se dégoûte de les suivre; de suivre des quides sans boussole, sans but, épuisés, egarés. On veut leur échapper, mais l'on se souvient de n'être qu'humain et faible et, excusé, on leur revient. Car humain et faible, l'on se plaît dans leur égarement.
Et l'on ne va pas à eux qui, d'une plume simple et sincère, nous disent et nous enseignent la Vérité, l'Amour, l'Amitié, le Bonheur, la Beauté, la Concorde, la Paix, la Vie: Dieu. Car ce sont là des valeurs qui gênent, qui inquiètent. Ou, fatigué que l'on est, l'on se juge incapable de les suivre. Et s'il en est qui vont à eux, rares sont ceux qui vont à eux véritablement. La plupart sont comme celui- ci qui, parmi les centaines de livres de sa bibliothèque, compte, dans l'édition la plus belle, l'œuvre complète de cet écrivain célèbre qui enseigne l'Amour, l'Amitié, l'Echange, le Travail, la Fidélité. Il se vante fièrement d'avoir lu et relu cet auteur. Il se déclare l'admirer sincèrement, va même jusqu'à le classer parmi ses préférés, prétend vouloir en faire son guide, le recommande à son entourage.
Et lui, on le sait, n'a pas d'ami, hait son prochain, se plaît dans la vaniré, l'ambition, l'oisiveté, dans la débauche . . .
C'est ainsi que, souvent, l'on vous suit, vous, les bons guides. L'on vous lit, l'on vous loue, l'on pense peut-être même: «c'est bien». Et l'on vous ferme. Mais, hélas, c'est tout. pg

Ein kleiner Hund

Es war an einem der letzten Tage des vergangenen Semesters. Eigentlich hatte ich es mir zuerst noch lange überlegt, ob ich überhaupt mein warmes Bett verlassen solle, denn jene prickelnde Ferienstimmung hatte mich schon gepackt. Ich malte mir indessen die wonnevollen Stunden einer ungestörten Freizeit vor, da ich nichts mehr nachzuschreiben haben würde, und beschloss, zum Trotz den Weg zur Universität sogar unter die Füsse zu nehmen und auf eine mehr oder weniger angenehme Fahrt im Tram zu verzichten.
So kam ich mir recht eigentlich als Opfer meines Studiums vor, als Märtyrer der Germanistik sozusagen, als ich gemütlich der Sihl entlang gegen die Stadt schlenderte. Ich spürte gerade, wie in meinem noch arg verschlafenen Geist eine gewisse Hochachtung für die Milchmänner und Bäcker auftauchen wollte, die Tag

Nichts als Vorteile

Spezialisierung verbilligt: Konkurrenzlos tiefe Preise für tadellos aussehende Arbeiten.

Spezialisierung erhöht die Qualität. Erstklassige Arbeitskräfte sind auf Dissertationen eingespielt und liefern deshalb überdurchschnittliche Arbeit.

Spezialisierung verkürzt die Lieferfristen: Ein mittlerer Betrieb, der keine Zeitungen und Zeitschriften, sondern nur Dissertationen herstellt, kann weitgehend auf Ihre Terminwünsche Rücksicht nehmen.

Keine Mühe mit den Korrekturen: Soweit es irgendwie geht, werden die Korrekturarbeiten von der Druckerei übernommen. Sie erhalten nur einmal tadellos korrigierte Korrekturabzüge, müssen also nicht mehrfach Korrekturen lesen.

Auch schlechtgeschriebene, schlechtdargestellte oder sonstwie normalerweise nicht druckfertige Manuskripte können dank der Spezialisierung auf Dissertationen und grosser Erfahrung von uns in den meisten Fällen ohne weiteres übernommen werden. Es ist deshalb nicht notwendig, dass Sie Ihr Manuskript vor der Drucklegung nochmals abschreiben oder formell überarbeiten. Kürzungen sind meistens äusserst zeitraubend und zu unseren billigen Preisen für Sie deshalb sehr unrentabel.

Clichés zu billigen Preisen: Sparen Sie also nicht mit Abbildungen.

Verlag P. G. Keller Winterthur

Büro in Zürich-Witikon: Im Brächli 15 Tel. 34 96 66

Zu einem silbernen Jubiläum

Der Jubilar ist uns allen wohlbekannt. Und es darf ohne Uebertreibung behauptet werden, dass sich wohl selten jemand grösserer Beliebtheit erfreute als er, den wir nur mit seinem Namen vorzustellen brauchen: Coca-Cola!
Vor einem Vierteljahrhundert hat Coca-Cola in der Schweiz ein ständiges Zuhause gefunden. Damals hatte es schon das respektable Alter von 50 Jahren erreicht. Es lohnt sich, der Geburtsstunde kurz zu gedenken, denn ohne sie müssten verschiedene unter uns heutzutage ihren Durst auf weniger angenehme Weise löschen als ... mit Coca-Cola, dem herrlichen und bekömmlichen Erfrischungsgetränk.
Der Geburtsort von Coca-Cola liegt im tiefen Süden der Vereinigten Staaten. In Atlanta, der Hauptstadt von Georgia. Dort, wo die Sommermonate trocken und staubig sind. Wo sich die Baumwollballen in den Lagerhäusern stapeln ... wo die Tabakblätter auf ihre Güte geprüft und zu Höchstpreisen verkauft werden.
In dieser Stadt also, reich an historischen Erinnerungen und bürgerlichem Unternehmungsgeist, wurde Coca-Cola zum erstenmal getrunken. Der das köstliche Nass an einem jener heissen Sommertage seinen Gästen kredenzte, war ein gewisser Mr. J. S. Pemberton. Wiewohl er auch das Geheimnis seiner Tranksame zu hüten versuchte, dem Siegesfeldzug von Coca-Cola mochte er nicht Einhalt zu gebieten. Die durstigen Kehlen seiner Landsleute verlangten nach immer noch mehr Coca-Cola. Durst aber wirkt ansteckend. Coca-Cola reiste übers Meer nach Europa und nach allen andern Erdteilen. Coca-Cola ist Weltbürger geworden!
Ein Getränk, das dem Geschmack aller entspricht, muss etwas Besonderes sein. Und Coca-Cola ist etwas Besonderes. Warum? Durch die fein aufeinander abgestimmten natürlichen Frucht- und Kräuterauszüge, durch die ausgewogene Komposition des Ganzen ... durch seine Reinheit und Bekömmlichkeit.
Sieben Schweizerfirmen sind heute mit seiner Fabrikation betraut, die unter den haargenau gleichen strengen Kontrollmassnahmen vor sich geht wie überall rund um den Erdball, wo Coca-Cola ausgeschenkt wird.
Als Beispiel einer solchen Betriebsanlage lernten wir die Refresca AG. in Zürich kennen. Umgeben von einer gepflegten Grünanlage, wirkt das Gebäude schon von weitem in seiner schlichten und dennoch klaren und grosszügigen Linienführung

auf den Besucher wie der Prototyp eines vorbildlichen modernen Fabrikgebäudes.
Für uns von besonderem Interesse ist, dass ein grosser Teil der für die Fabrikation von Coca-Cola verwendeten Rohstoffe, sowie alle notwendigen Zubehöre schweizerischen Ursprungs oder zumindest auf dem einheimischen Markt erworben sind.
Ueber den eigentlichen Abfüllprozess als solchen erfahren wir unter eigener Augenscheinnahme folgendes:
12 000 Flaschen in der Stunde! Das ist die Leistung der hochmodernen Abfüllanlage, bestehend aus Flaschenwaschmaschine, Abfüllautomaten und Kohlensäure-Imprägnieranlage. Verlässt eine Flasche die Hochleistungswaschmaschine, so darf sie sich rühmen, das denkbar gründlichste Wäschebad hinter sich zu haben. Doch erst der Mann am Kontrollicht entscheidet, ob sie wirklich so makellos sauber ist, dass sie dem Abfüllautomaten zustreben darf. Hier nimmt sie das genau bestimmte Quantum an Coca-Cola-Sirup und die dazugehörige Menge an Wasser auf, das vorher in einer nach den neuesten Erkenntnissen der Technik arbeitenden Aufbereitungsanlage gründlich entkalkt, sorgfältig gefiltert und dann mit Kohlensäure imprägniert worden ist. Und gleich kommt völlig automatisch der luftdicht schliessende Kronenkorken auf die Flasche. Weiter geht die Bandreise, vorbei an einem zweiten wichtigen Prüflicht, wo sich ein Kontrolleur genau vergewissert, dass die Flaschen richtig gefüllt und zuverlässig verschlossen sind.
Nun werden immer 24 Flaschen in eine Kiste verpackt und auf dem Rollband in den Lagerraum befördert, direkt an die Längsseite der bekannten gelbroten Lieferwagen, die dank der geschickten Anordnung der Transportbänder mit wenig Mühe auf- und abgeladen werden können.
Mit Erstaunen gewahren wir den grossen Vorrat an gefüllten Coca-Cola-Flaschen. Nicht zu gross, sagt man uns, um an heissen Tagen dem plötzlichen Ansturm auf das erfrischende Getränk standzuhalten.
Unser «technischer» Rundgang ist beendet. Wir sind beeindruckt von der Zweckmässigkeit der weitgehenden Automation und der

Hygiene der Anlage. Herr Paul Richter, verantwortlicher Direktor der Refresca AG., meint hierzu: «Mein Ehrgeiz ist es, dass der Geist unter meinen Mitarbeitern ebenso untadelig und fortschrittlich sei wie die Leistungsfähigkeit unserer Maschinen. Bei uns arbeiten alle zusammen. Und darum arbeiten wir gut.» Die zufriedenen, freundlichen Gesichter, denen wir bei den verschiedenen Arbeitsgängen begegnen, bestätigen diese Aussage.
Es will uns auch nicht weiter verwundern, dass Wechsel im Personal nicht oft vorkommen. Ein Blick in die saubern Wasch- und Duschräume, die freundliche Kantine und den Aufenthalts- und Instruktionsraum sagen uns vollends, dass es sich in einem solchen Arbeitsklima wohl sein lässt. «So ist es nicht nur bei uns, so ist es überall in der Schweiz, wo Coca-Cola abgefüllt wird», erklärt Herr Richter mit Stolz.
Als wir zum Abschied gemeinsam ein Coca-Cola trinken, da geschieht es von unserer Seite mit der Gewissheit, dass bei diesem alkoholfreien Getränk wirklich alle Bedingungen erfüllt sind, um es zu einer wuderbaren Erfrischug zu machen . . ., so recht nach dem Geschmack unserer Zeit. Refresca AG. Zürich

Chronometrie
BEYER
BAHNHOFSTRASSE 31 • ZÜRICH

Lichtpausen
Plandruck
Photodruck
Dissertationen

Ed. Truninger
Uraniastrasse 9
Zürich 1
Tel. 051/23 16 40

für Tag so früh aufstehen müssen, als mein Blick auf ein kleines Hündchen fiel, das sich mir in einiger Entfernung näherte. Weshalb ich auf dieses Tierchen aufmerksam wurde, vermag ich nicht zu sagen. Am Sihlquai stehen ja bekanntlich viele wundervolle Bäume, deshalb defilieren hier an lauschigen Abenden ganze Heerscharen gutmütiger Hundebesitzer mit ihren Schützlingen. Dieser Hund aber war etwas ganz Besonderes. Er hatte mich ebenfalls beachtet und schien einen Augenblick lang zu stutzen. Dann ging er weiter. Plötzlich blieb er stehen, hielt inne und beinelte mir dann mutig entgegen. Er hatte sich wohl entschlossen, mir nicht auszuweichen.

Das Hündchen kam näher. Es war wirklich sehr klein, eigentlich hatte ich Mitleid mit ihm. Ich habe in meinem Leben nie einem Hund etwas zuleide getan, deshalb wich ich dem Tierchen höflich aus, man ist ja schliesslich ein Mensch, nicht wahr? Es schien mir ein recht freimütiges, friedliches Hündchen zu sein, und ich schritt arglos weiter. Als aber der kleine Hund auf gleicher Höhe wie ich war, kläffte er plötzlich. Ich erschrack, wie wohl noch selten in meinem Leben. Das Hündchen hatte sich bei seinem Gebell zusammengekrümmt, dann einen weiten Sprung getan und wartete nun in sicherem Abstand auf meine Reaktion.

Ich aber reagierte nicht. Ich sah das Hündchen an — und in diesem Augenblick wusste ich alles — einfach alles. Ich sah in seine Augen und erstarrte. Das also ist ein Tier, sagte ich mir. Ein kleiner Hund, ein ganz kleiner Hund. Dort steht er. Er wollte einmal in seinem Leben auch ein grosser, mutiger Hund sein. Er wollte einen Menschen erschrecken. Und während er zu mir aufschaute, schaute er auf mich herunter. Ich fühlte es. Was sind ihm Menschen? Er kennt keine Unterschiede, für ihn sind alle gleich. Was aber wird nun dieser Mensch tun? Wird er böse sein? Wird er mich anbrüllen?

Da stand ich und sann nach. Ich habe viele Bücher gelesen und bilde mir ein, eigentlich recht viel zu wissen. Besser gesagt — ich bildete es mir ein. Seit jenem Morgen weiss ich, dass man vieles gar nicht beachtet, was wichtig ist. Ein Hundeblick zum Beispiel, ist er nicht sehr viel wert? Was nützt mir meine Matur, wenn ich Spielzeug eines Hündchens bin? Das kleine Tier hatte sich für die Unachtsamkeit an mir gerächt. Nun zitterte es vor seinem eigenen Mut. Es sass da und überlegte wohl, was jetzt zu tun sei. Und ich wusste, dass es doch tröstlich ist, in einer Welt von logischen Duseleien und Atomangst hie und da einem Tier zu begegnen, das von all dem Aktuellen und Pseudo-Aktuellen nichts weiss, sondern einfach mit uns zusammen auf dieser Welt lebt — als Geschöpf Gottes.

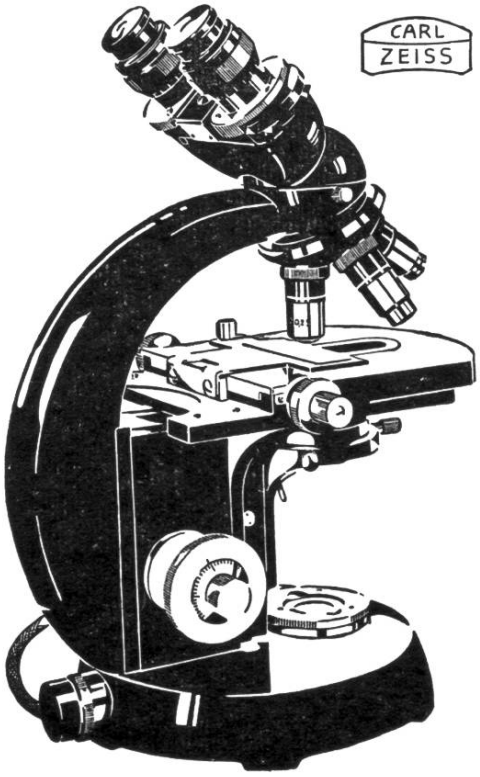
 Ich bin nie überaus fromm gewesen. Ich bin fromm, wie man eben

ist. Man geht zur Kirche, man — na ja, Sie verstehen mich. Aber an diesem Morgen wusste ich, dass dies nun wohl jenes Erlebnis sei, auf das wir alle warten, unbestimmt und ängstlich, es könnte nie eintreten. An diesem Morgen war ich glücklich. Und das kam so:

Als ich mir all dies überlegte, wie es stand um mich, um die Menschen und die Tiere in unserer Welt, da blinzelte mir der Hund behutsam zu, und dann lächelte er. Ich weiss nicht, ob Sie je einen Hund haben lächeln sehen, aber es ist wundervoll. Der Hund lächelt, und er ist dabei genau so ungläubig wie der Mensch, der es sieht. Jetzt hatte er nämlich eingesehen, dass ich ihm gar nicht böse war, dass ich sogar tiefe Dankbarkeit dafür empfand, dass er mich geweckt hatte aus einem Schlaf, den ich gar nicht beachtet hatte. Ich lächelte zurück, und seine Augen sagten: «Entschuldigung, es war nicht so gemeint, es war nur ein Scherz, verstehst du, Mensch?» Und ich nickte. Dann machte er sich langsam davon, er schaute zurück, als ob er nicht einfach so weg könne, und ich fühlte, wie er zu sich murmelte: Sie sind gar nicht so schlimm, wie sie manchmal tun, die Menschen; vielleicht kann man sie erziehen?

Ein junger Mann, der mitten auf dem Gehsteig stehen bleibt und irgendwohin schaut, wo gar nichts zu sehen ist, könnte leicht Missfallen erregen. Ich ging also weiter. Eigentlich schämte ich mich ein wenig. In zehn Minuten würde mir ein Freund vom gestrigen Jazz-Konzert erzählen, dann würden wir in der Uni-Bar über Joyce und Jahnn diskutieren, dann würde es wieder gelten, den unsentimentalen, kritischen und leicht blasierten Studenten zu spielen. Nein, in unserer Hochschule, in Stunden hastigen Notierens in den grossen Bibiliotheken ist kein Platz für einen kleinen Hund. Aber wenn ich allein bin, wenn mich keine Kommilitonen in ein hochgeistiges Gespräch ziehen, dann bin ich doch nicht einsam, denn ich denke an jenen Morgen, an jenes Erlebnis, das mir so vieles gezeigt hat, an dem ich vorher einfach vorüberging. Und ich denke an die Menschen in der Stadt, an die keifenden Hausfrauen, an die eiligen Geschäftsleute, an zerstreute Gelehrte, verliebte Stenotypistinnen und grimmige Polizisten, und ich frage mich, ob sie wohl auch schon einmal ein Gespräch geführt haben mit einem Wesen, das so viel weiss und es nicht sagen kann. Und ich denke an die Kinder, die in den Zoo gehen, um ganz seltene, fremde Tiere zu sehen. Dann bin ich glücklich, und ich freue mich darüber, dass ich es wagte, Gefühle und Gedanken zu haben, über die Andere lachen. Ich freue mich, eine bescheidene Seele zufrieden sein zu lassen.

Ich habe ihn nie mehr gesehen, meinen kleinen Hund. . .



ZEISS

Standard-Mikroskop

Das Ergebnis einer 100jährigen Tradition

- Lichtstarke Einbaubeleuchtung
- Koaxiale Triebknöpfe für Grob- und Feineinstellung
- Grosser Kreuztisch mit koaxialen Bedienungsknöpfen (beidseitig)
- Vollkommener Präparatschutz durch gefederte Fassung der Objektive
- Vergrösserungswechsler f. d. Okulare
- Neue Achromate und Neofluare

Vertretung für die Schweiz:

GANZ *Optar* AG
ZÜRICH
Bahnhofstr. 40 Tel. (051) 25 16 75

Künstlergasse 15 ✆ 24 50 05
Montag bis Freitag von 9-13 und 15-17 Uhr

STUDENTENSCHAFT DER UNIVERSITÄT ZURICH

Papeterie und Antiquariat
ZENTRALSTELLE

Büffeln in den Sommerferien?

Dann aber schleunigst

eine Schreibmaschine aus Deinem Laden

Die Zentralstelle verkauft und vermietet alle wichtigen Marken mit hohem Rabatt

Wir lesen Lenin

Wer sich mit den Problemen näher beschäftigen möchte, die der Kommunismus der freien Welt stellt, findet Gelegenheit bei der Studiengemeinschaft für Ostprobleme». Wir diskutieren dieses Semester jeden zweiten Freitag die hochaktuelle, hundertzwanzigseitige Schrift Lenins: «Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus.» Auskunft bei: Jörg Thalmann, Frankengasse 26, Zürich 1, Tel. 24 31 82.

Studentenspiegel

Als «Ruhestörer» wurden Anfang Mai in Tallahassee, Florida, elf weisse und farbige Studenten verurteilt. Sie hatten an einer Sitzstreikdemonstration am 12. März teilgenommen, die von der Polizei mit Tränengas aufgelöst worden war. Der Richter verhängte je 300 Dollar Geldstrafe oder 60 Tage Gefängnis. Die elf verurteilten Studenten, die gegen das Urteil Berufung einlegen wollen, stammen von der Staatsuniversität von Florida und der A. u. M. Univeristät in Tallahassee. (UPI.)

Post im Monat Juni

Jeder Zürcher Student wird im Monat Juni in seinem Briefkasten ein Exemplar der Broschüre «Ideologie und Koexistenz» finden.
Dieses Manifest wurde bis jetzt in ungefähr 80 Millionen Exemplaren in und ausserhalb Europas verteilt und rief starke Reaktionen in der Presse der West- und Ostblockländer hervor.
Es spricht klar über die ideologische Lage unserer Zeit und will auf deren Beantwortung hinweisen.
Weil wir wissen, dass viele unter uns diese wichtige Schrift nicht erhalten haben, benützen wir die Gelegenheit, sie allen Studenten Zürichs zuzusenden.
Im Vorwort, das General Guisan geschrieben hat, steht: «Denn die Weigerung für das zu kämpfen, was recht ist, spielt dem Feind in die Hände.»
Zu ergiebiger Auseinandersetzung mit dem Manifest laden ein:

Hans Jenny, Präsident VSETH
Klaus Frischknecht, Präsident KSTR
Peter Huber, VSS Auslandamt
Markus Cappis, Zofingia

Studenten, Studentinnen!

Können Sie mir vom 3. bis 30. August 1960, also im Zeitraum der Semesterferien, Ihr Zimmer in Zürich zur Verfügung stellen?

Das Internationale Studienzentrum für landwirtschaftliches Bildungswesen, Zürich, führt in Zürich an der ETH einen internationalen Kongress durch, und ich muss die rund 100 Teilnehmer aus allen Ländern einlogieren.
Wenn es Ihnen möglich ist mitzuhelfen, dann senden Sie bitte den ausgefüllten Vertrag an G. Ganz, ing. agr., Poststrasse 15, **Bülach.**

Mietvertrag

Herr/Frau/Frl. ..... Vermieter,
Adresse: .....
Tel. Geschäft: ..... Tel. Privat: .....
Stockwerk im Hause: .....
erklärt sich bereit, dem Internationalen Studienzentrum für Landwirtschaftliches Bildungswesen, Zürich, während der Zeit vom 3. August bis 30. August 1960 für
..... Personen ..... Zimmer zur Verfügung zu halten. Die Miete beträgt vom 3. August bis 30. August 1960 inkl. Seife, Handtücher usw. **Fr.** ..... Diese wird bezahlt durch das Studienzentrum. (Die Miete sollte Fr. 80.— bis Fr. 110.— nicht übersteigen.)

Angaben: *Einer-/Zweierzimmer; älteres/neueres Zimmer; Zimmer mit fliessendem Wasser/Badbenützung.
Die Vermieter sprechen Deutsch/Französisch/Englisch/.....
* Zutreffendes unterstreichen.

Datum: ..... Unterschrift: .....

Nachtrag zum Jahresbericht der Ungarnkommission

Revisionsbericht der FIDES Treuhand-Vereinigung

Die FIDES Treuhand-Vereinigung in Zürich hat sowohl die Rechnung für das Studienjahr 1958/59, d. h. per 30. September 1959, wie auch die ergänzende Rechnung für die drei Monate vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1959 geprüft und folgende zwei Revisionsberichte erstattet.

1. Für die Zeit vom 1. 10. 58 bis 30. 9. 59
Revisionsbericht vom 13. Januar 1960:

«Wir stellen fest, dass die Ziffern der von uns geprüften Bilanz und Erfolgsrechnung per 30. September 1959 in allen Teilen mit den Abschlussalden der Buchhaltung übereinstimmen. Auf Grund der von uns vorgenommenen Prüfungsarbeiten haben wir die Ueberzeugung gewonnen, dass die Darstellung der Rechnung sowie die Buchführung ordnungsgemäss erfolgten.
Gestützt auf unsere Erhebungen beantragen wir Ihnen, die vorliegende Jahresrechnung zu genehmigen und den verantwortlichen Organen Décharge zu erteilen.

FIDES
Treuhand-Vereinigung

sig. Vogel sig. Dr. Stucki

2. Für die Zeit vom 1. 10. 59 bis 31. 12. 59
Revisionsbericht vom 1. April 1960:

«Wir stellten fest, dass die Ziffern der von uns geprüften Bilanz und Erfolgsrechnung mit den Abschlussalden der Buchhaltung übereinstimmen. Sämtliche Aktiven konnten uns durch entsprechende Unterlagen belegt werden. Die Darstellung des Vermögensstandes sowie des Betriebsergebnisses ist sachlich richtig und gibt zu keinen Beanstandungen Anlass.
Wir erstatten diesen Bericht nach bestem Wissen auf Grund der uns zur Verfügung gestellten Unterlagen und der von uns durchgeführten Prüfungen.

FIDES
Treuhand-Vereinigung

sig. Hofmann sig. p. p. Müller

Redaktion: Klaus Neff, Leonardo Fasciati (Uni), Hans von Werra, Franz Knoll, Hans-Jörg Bischof (Poly). — Redaktionsschluss Nr. 4: 27. Juni 1960. — Druck und Versand: Müller, Werder & Co. AG, Wolfbachstrasse 19, Zürich 32, Telephon 32 35 27. — Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37, Zürich 1, Telephon (051) 23 83 83. — Preise: Einzelnummer Fr. 1.—, Sondernummer Fr. 1.50, Jahresabonnement Fr. 7.50.
Zuschriften sind zu richten an die Redaktion «Zürcher Student», Allenmoosstrasse 101, Zürich 11/57, Telephon 46 64 40.

Eine Runde voraus

ist der **Juris-Verlag.** Alle Dissertationen — ob Buchdruck, ob Fotodruck — werden im eigenen Betrieb gedruckt. Der Umweg über den auftrags**vermittelnden** Verleger fällt weg. Die Lieferzeiten sind **kurz,** die Termine werden **pünktlich** eingehalten, die Preise sind sehr **günstig.** Papier, Farbe, überhaupt alle Hilfsstoffe, werden ausschliesslich in der **Schweiz** eingekauft. Die Arbeitslöhne kommen der **schweizerischen** Wirtschaft zugut.

Sie **sehen** den Betrieb, in welchem Ihre Arbeit gedruckt wird. Besondere Schwierigkeiten können Sie mit dem Setzer **direkt** besprechen. Sie können sogar diktieren. Dass alle Abzüge von uns korrigiert werden, ist selbstverständlich.

Gerne erwarten wir Ihren Besuch in unserem zentral gelegenen Büro, zwei Minuten vom Paradeplatz.

Dr. H. Christen
Juris-Verlag

Zürich 1, Basteiplatz 5/Talstrasse, Tel. (051) 27 77 27

Jeder Student sollte sie versuchen

«Schweizer's» Sonnenblumenkerne

biologisch vollwertige Nahrung, besonders wichtig für Geistesarbeiter.

«Nuss-Mandel-Fruchtschnitten»

KiKaKana

ein delikater Leckerbissen von hohem Nährwert. Mit Honig gesüsst.

Sehr empfehlenswert als Pausenverpflegung, Tourenproviant usw.

Erhältlich in **Reformhäusern.**

Zürich
Institut Minerva

Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner

Maturität Handelsschule
ETH Arztgehilfinnenschule

Die feine Patisserie im

Café Berner

am Steinwiesplatz

Chemie

Vorbereitung auf
Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni

Untere Zäune 21 Zürich 1
Tel. 34 50 77

Verlangen Sie ausdrücklich unser seit 35 Jahren eingeführtes Spezial-Produkt

Axelrod-Yoghurt

AG. VEREINIGTE ZÜRCHER MOLKEREIEN ZÜRICH 4

6 Menus gratis . . .

in 40 Tagen erhalten Sie mit unserer Studentenkarte. (Keine Vorauszahlung, keine Verpflichtung). Menus ab **Fr. 2.30,** Teller ab **Fr. 1.90**

aschinger

Alkoholfreies Restaurant/Konditorei-Tea-Room / Hotel «Biber» am Hirschenplatz, in nächster Nähe der Uni.

Immer etwas Gutes

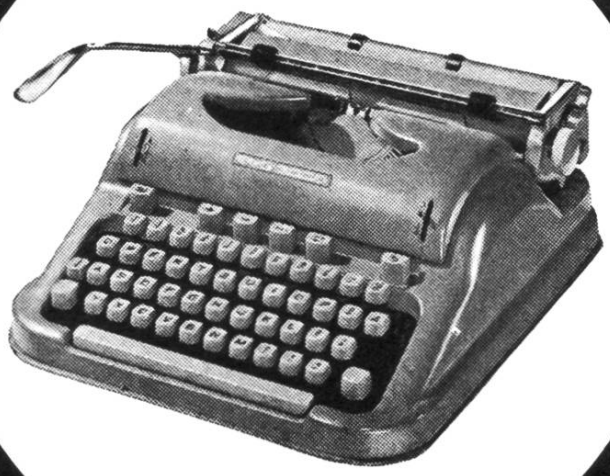
in unseren alkoholfreien
Restaurants

Unibar	Universitätsgebäude
Karl der Grosse	beim Grossmünster
Olivenbaum	beim Stadelhofer Bahnhof
Rütli	Zähringerstrasse 43 (beim Central)
Zur Limmat	Limmatquai 92
Frohsinn	am Hottingerplatz

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften

HERMES

ab Fr. 255.-



Mühelos, schnell und gestochen schön tippen Sie auf HERMES. Als Schweizer Präzisionsfabrikat sind HERMES-Schreibmaschinen berühmt für optimalen Schreibkomfort und langjährigen Strapaziergebrauch.

Alle HERMES-Modelle erhalten Sie auf Wunsch auch in Miete/Miete-Kauf oder Teilzahlung.

Baggenstos Haus Du Pont, Zürich 1, Laden: Uraniastr. 7 b. d. Urania

Die Universität Basel

Bildmitte: Das in der Gründungszeit bezogene alte Universitätsgebäude am Rhein (nach einer Zeichnung von H. Meyer, 1859, Basler Staatsarchiv)

eine der ältesten Hochschulen Europas, feiert dieses Jahr ihr 500-jähriges Jubiläum. Schon bald nach ihrer Gründung entwickelte sie sich zu einem Zentrum europäischen Gelehrtentums, dessen Ausstrahlungen das kulturelle Leben bereicherten und die Weltverbundenheit förderten.

Die in der Neuzeit an der Universität gepflegte naturwissenschaftliche Forschung schuf günstige Voraussetzungen für die Ansiedlung und Entwicklung der chemischen Industrie, in deren Bereich ohne intensive und weit ausgebaute Forschung kein Fortschritt möglich ist. Aus der Grundlagenforschung schöpft die angewandte Wissenschaft in der Industrie die Anregungen, deren sie zur Erfüllung ihrer Aufgabe im Dienste der Allgemeinheit bedarf.

Angesichts der fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Hochschul-Instituten und chemischer Industrie, an der die Forschungsabteilungen von SANDOZ mitbeteiligt sind, gedenken wir in Dankbarkeit der Eröffnung der Universität Basel vor 500 Jahren.

SANDOZ AG

Druck: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG, Zürich